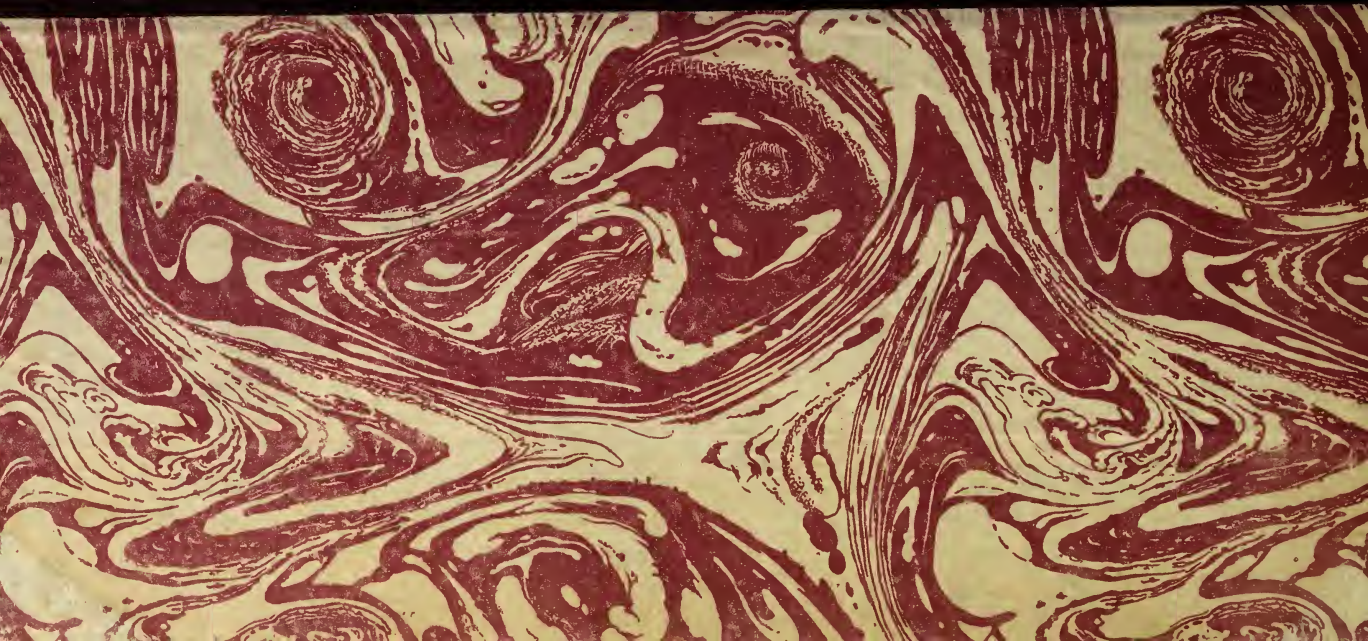


Olympia

und seine Alterthümer.

Olympia.

Eine Osterfahrt in den Peloponnes

von

Fritz Werner.

Mit einer Ansicht des Zeustempels und einem Uebersichtsplan des Ausgrabungsfeldes und seiner Umgebungen.

Leipzig,
Verlag von Edwin Schloemp.
1877.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

Vorwort.

Seit mehreren Jahren, seit Professor Curtius mit seinem berühmten Vortrage über Olympia die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf diese Stelle classischen Bodens gelenkt hatte, wenden sich die Blicke wieder mit höherem Interesse der Stätte zu, an der die größten Heiligthümer und die werthvollsten Kunstschöpfungen der antiken Welt unter dem Schlamme des Alpheios begraben liegen. Der archäologischen und historischen Wissenschaft war diese Stätte in allen ihren Einzelheiten längst bekannt. Nach Beginn der von dem deutschen Reiche dort veranstalteten Nachgrabungen ist auch denjenigen Kreisen, die nur ein allgemeines Interesse an der Sache haben, durch eine Anzahl von Notizen und Berichten ausführlicher Kunde von den Tempeln, den Heiligthümern und den Kunstwerken, die in jenem heiligen Bezirke gestanden, zugekommen. Doch wurde es denen, die nichts weiter erfahren, als diese Notizen und Berichte, nicht leicht, die einzelnen dort verzeichneten Züge und Angaben sich zu einem lebendigen Bilde zu gestalten, eine klare plastische

Anschauung zu gewinnen, von der peloponnesischen Landschaft, von dem Leben und Arbeiten unsrer deutschen Landsleute dort, von demjenigen, was in früherer Zeit Olympia gewesen und dem, was wir heute wiedergefunden. Eine solche dem großen, gebildeten Publikum zu verschaffen, ist der Zweck dieser Skizzen und Bilder aus Olympia und dem Peloponnes. Den Männern der Wissenschaft wird das Buch kaum etwas Neues zu sagen haben. Sie dürften vielleicht gelehrte Ausführlichkeit und wissenschaftliche Gründlichkeit in ihm vermissen. Diese zu bieten lag indessen weder in unserem Können, noch in unserem Wollen. Wir möchten die Leser nur einladen, mit uns ein Stück des westlichen Griechenland zu durchwandern mit offenem Auge, frohem Sinn und lebhaftem Triebe nach Erweiterung der Anschauungen, Eindrücke und Kenntnisse. Sie sollen uns begleiten auf die schönsten der jonischen Inseln, mit uns vordringen in die Hochgebirge Arkadiens, am längsten aber verweilen auf der olympischen Flur, um sich möglichst genau zu unterrichten über das altgriechische Bundesheiligthum, seine Lage, seine Umgebung, seine Tempel und Kunstwerke, um eine möglichst lebhafte Vorstellung zu gewinnen von dem alten wie von dem heutigen Olympia. Solche Führerdienste sind, soweit uns bekannt, deutschen Leserkreisen bisher noch nicht angeboten worden. Erweist sich dieser Begleiter nun nicht nur als ein nützlicher und zuverlässiger, sondern auch als ein anregender, der die Dinge nicht mit dem Auge allein, der sie auch mit dem

Herzen in sich aufgenommen, so dürfte die Theilnahme an solcher Wanderung vielleicht Manchem erwünscht sein. Wenigstens hoffen wir, daß Jeder, der dieses schöne, durch die Vergangenheit geweihte und durch die erhabensten Schätze der Kunst geheiligte Stück Erde mit uns gesehen, allen Einzelheiten, die von dort berichtet werden, künftig ein lebhafteres Interesse, ein volleres Verständniß entgegenbringen, daß Olympia ihm fortan nicht ferner eine mehr oder minder unbestimmte Vorstellung, daß es ihm eine bekannte, liebgewonnene Stätte sein werde, die von deutscher Wissenschaft, deutscher Intelligenz und deutscher Kraft für uns und für die ganze Welt wieder erobert worden ist. Erfüllt sich diese Hoffnung, so hat das Buch seinem Zwecke genügt.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Nach Olympia.

Corfu 19
Zante 39
Im Peloponnes 50

Olympia.

Deutsches Leben auf Druva 67
Auf heiligem Boden 84
Ausgrabungen 99
Funde 125

Wanderungen im Peloponnes.

Ein Osterritt nach Lala 143
Nach Arkadien 159
Phigalia 183
Samikon 203
Patras 215

Einleitung.

Deutschland hat nicht allein an der Wiederaufrichtung des griechischen Staates und Volkes redlich mitgearbeitet, nicht allein das neue Athen mit den bedeutendsten Schöpfungen der modernen Architektur ausgestattet; deutsche Wissenschaft und deutscher Forschertrieb sind auch von jeher thätig gewesen den Spuren der althellenischen Welt nachzugehen, die Lage, die landschaftliche Umgebung, die Bodenverhältnisse und alle lokalen Bedingungen der bürgerlichen Ansiedelungen, der Cultstätten und der Befestigungswerke festzustellen, von denen die Erzählungen der Griechen uns eine Kunde hinterlassen haben. Der Deutsche, der zuerst in das heutige Athen kommt, staunt und fühlt mit Recht einen gewissen Stolz, wenn er sieht, daß die edelsten und schönsten Bauwerke der neuhellenischen Hauptstadt, die Akademie und die Sternwarte, das Königsschloß und bedeutende Privatgebäude von deutschen Baukünstlern ausgeführt worden sind. Am Südfuße der Akropolis zeigt man ihm das ehemals begrabene und verschüttete Dionysostheater, welches von deutschen Forschern entdeckt, bestimmt und gänzlich freigelegt worden ist; oben auf der linken Treppenwange der Akropolis unmittelbar vor den Propyläen bewundert man den kleinen reizenden Tempel der ungeflügelten Nike und erfährt mit Staunen, daß alle Stücke

dieses zierlichen jonischen Baues einzeln als Material zur Errichtung fränkischer oder türkischer Befestigungswerke benutzt, nach der Abreißung jener Mauern und Thürme aus dem Schutte zusammengelesen und dann zum Wiederaufbau des Tempels verwendet worden sind. Auch dies haben deutsche Gelehrte und deutsche Architekten vollbracht.

Wir brauchen jedoch nicht auf der attischen Ebene zu bleiben, können ganz Griechenland durchwandern und finden überall Spuren deutscher Geistesarbeit, deutschen Forscherfleißes. Ernst Curtius allein hat der Mitwelt den größten Theil des alten Griechenlands neu erschlossen. Seine Arbeiten über den Peloponnes, seine Durchforschung der attischen Ebene gehören zu dem Bedeutendsten, was die classische Alterthumskunde unserer Zeit geleistet hat. Unermüdlich fährt dieser Gelehrte in der Erfüllung der großen und schönen Aufgabe, die er sich gestellt, fort. Wo die eigene Kraft und die eigenen Mittel nicht ausreichen, da versteht er es das Interesse Anderer für seine Zwecke zu erwecken. Curtius zunächst ist es zu danken, daß das deutsche Reich den Beschluß gefaßt hat, die Flur von Olympia freizulegen, Curtius hat den Chef unseres großen Generalstabs, den Grafen Moltke vermocht, einige seiner besten Topographen nach Athen zu senden, damit sie die attische Ebene durchforschen, genaue Vermessungen anstellen, die Topographie dieses ehemals stark besiedelten Bodens klar legen und den Resten alter Bauwerke, Städte, Tempel, Befestigungen nachspüren. Zu diesen streng wissenschaftlichen Arbeiten und Unter-

nehmungen kommt nun noch der Feuereifer eines energischen, unverdrossenen und bemittelten deutschen Dilettanten, der ganz auf eigene Hand Ausgrabungen, Nachforschungen und Reconstructionen unternimmt und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. Schliemann hat sowohl mit seinen Ausgrabungen in Troja als auch jetzt wieder mit den Arbeiten in Mykenä Schätze ans Tageslicht gefördert, die dadurch gewiß nichts an ihrem hohen Alterthumswerthe und ihrer Bedeutung für die Wissenschaft verlieren, daß er einen Kranz von gewagtesten Combinationen, wunderbaren Fabeln und wenig stichhaltigen Erklärungen um dieselben schlingt, Phantasien, denen die exacte Wissenschaft leicht ihre richtige Stelle anweisen wird ohne sich durch dieselben irre machen zu lassen.

So sind es, wenn wir die deutsche Arbeit auf griechischem Boden betrachten, heute vorzugsweise drei Punkte, auf die unsere Blicke sich richten: Olympia, Mykenä, Attika. Im allgemeinen fühlt sich das große, selbst das gebildete Publikum gar zu leicht versucht, diese gesammte wissenschaftliche Arbeit in einen Topf zu werfen, sie für eine gemeinsame, wenigstens aus einer centralen Initiative hervorgegangene zu halten. Dem ist indessen nicht so, und wer sich ein Bild von den Durchforschungen des classischen Bodens machen will, der muß zuerst diese drei verschiedenen Gruppen scharf von einander trennen.

Olympia hatte Curtius auf seinen Wanderungen durch den Peloponnes wiederholt berührt, hatte, wo immer er Gelegenheit dazu gefunden, es ausgesprochen, daß dieser

Boden des Alpheiosthals eine reiche Fundstätte bergen, daß unter der Schlammhülle Ueberreste genug vorhanden sein müßten, um dort ausgeführte Nachgrabungen zu den lohnendsten für die Alterthumswissenschaft, wie für die Kunstforschung zu machen. Man glaubte dem Gelehrten zwar, aber nirgends fanden sich damals Mittel für solche Zwecke; ja der an wichtigeren und härteren Aufgaben arbeitende Staat hatte zu jener Zeit wohl kaum Sinn und Muße für derartige idealere Dinge. Erst als nach glücklichen Feldzügen das deutsche Reich geschaffen worden, als auch Mittel für andere als die nächstliegenden Zwecke bereit waren, da wurde die Aufmerksamkeit der Regierung und der Reichsvertretung nach Griechenland, nach der heiligen Stätte im Thalgrunde des Alpheios gelenkt. Man bewilligte ausreichende Mittel, bis jetzt vorläufig 360,000 Mark, ernannte eine Ausführungscommission, schloß mit Griechenland einen Vertrag, kraft dessen das deutsche Reich das Recht erwarb, zehn Jahre in Olympia Nachgrabungen ausführen zu können, wogegen alles dort gefundene Kunstgut Eigenthum des griechischen Königreichs bleiben müsse. Das großartige, im Interesse der Wissenschaft begonnene Unternehmen hat die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt erregt. Deutschlaud trat damit auch auf diesem Gebiete in die Reihe der Großstaaten und Weltmächte. Denn es geschah hier nicht ein Einziges, Außerordentliches, Nochniedageweseues. In Assyrien, in Palmyra, auf den Gefilden von Ephesus in Kleinasien, auf den griechischen Inseln und auf dem

Festlande haben Engländer und Franzosen seit Menschenaltern auf Staatskosten Ausgrabungen veranstaltet, ohne zunächst auf directen Nutzen, auf lohnende Ausbeute für das eigene Land zu rechnen. Wo es möglich war, hat man natürlich immer mitzunehmen und zu erwerben gesucht; British Museum und Louvre geben davon Kunde. Bestimmend für alle solche Unternehmungen war indessen in erster Linie niemals die Hoffnung auf Füllung der eigenen Museen, sondern der Gesichtspunkt, daß es eines großen, mächtigen, reichen Staates würdig sei, in jenen Ländern für die wissenschaftliche Forschung einzutreten, die selbst zu solchen Zwecken weder Mittel, noch Kräfte, noch überhaupt Sinn und Bildung genug besitzen. Auch Deutschland mußte eine solche Verpflichtung fühlen und da können wir uns Glück wünschen, daß unsere Gelehrten, unsere Staatsmänner und unsere Volksvertretung die richtige Stelle, die geeignetsten Kräfte und die günstigste Zeit gefunden haben. Die Ausgrabungen von Olympia stehen in ihren Ergebnissen den assyrischen am nächsten, sie überragen an Bedeutung Alles was sonst auf klassischem Boden durch ähnliche Arbeiten gefunden und erreicht worden ist.

Zu gleicher Zeit ungefähr als das deutsche Reich seine Arbeiten im Westen des Peloponnes begann, zog ein einzelner deutscher Mann nach dem Osten der Halbinsel, nach Argolis, um die Stätten zu untersuchen, welche die Sagengeschichte des trojanischen Krieges dem König Agamemnon zum Wohnsitz angewiesen hat. Dieser deutsche

Mann war kein Gelehrter, aber ein unzähmbarer Forscherdrang hat ihn beseelt von Jugend auf, und was Eifer, Ausdauer, was die Sammlung aller Kräfte und allen Interesses auf ein bestimmtes Ziel zu leisten vermögen, das hat Schliemann bewiesen. Er, ein geborener Norddeutscher, war erst Commis, dann selbstständiger Kaufmann in Moskau. Er scheint ebenso eifrig, unverdrossen und unternehmend in jenem Berufe gewesen zu sein, wie jetzt in seinen Alterthumsforschungen. Im Krimkriege hat ihm der Handel mit Blei und Salpeter, die für seine Rechnung in ungeheuren Massen über die preußisch-russische Grenze gebracht wurden, sehr große Summen eingetragen, den Grund zu seinem Vermögen gelegt. Dieses ist keineswegs so enorm, wie man sich's angesichts der großen Aufwendungen für Nachgrabungen vorstellen mag. Schliemann besitzt vielleicht nicht viel mehr als eine Million Mark. All dieses Geld hat für ihn aber nur insofern Werth, als er es im Dienste der Wissenschaft verwendet. Für sich selbst braucht der Mann, der erst mit 30 Jahren griechisch gelernt hat, gar nichts.

Schliemann gab sofort sein Geschäft auf als er hinreichende Mittel zur Erreichung seines einzigen Lebenszieles zu besitzen glaubte. Er ging bekanntlich zuerst nach Kleinasien, um die Gefilde von Troja zu durchforschen und hat dort Funde gemacht, die durch die willkürliche Bezeichnung „Schatz des Priamus" nichts von ihrem Werthe für die Alterthumskunde verlieren. Der damalige Schliemann, sich endlich an dem Ziele fühlend,

dem er sein ganzes Leben hindurch nachgestrebt, voll glühenden Feuereifers, lebhaft, leidenschaftlich, ohne die Zügel ernster wissenschaftlicher Kritik, mit allen Vorzügen und Schwächen eines Autodidacten ausgestattet, ist inzwischen ein anderer, er ist nüchterner, vorsichtiger, besonnener geworden, hört nicht nur, sondern sucht jetzt gern selbst die Männer der Wissenschaft auf, stellt die eigenen Behauptungen nicht mehr schroff denjenigen der Gelehrten gegenüber, sondern läßt sich überzeugen. Den ruhigen, klaren, überzeugenden Darstellungen Curtius' folgt er mit höchster Aufmerksamkeit und berichtigt nach ihnen gern die kühnen eigenen Vorstellungen.

Denn bei allem Eifer und allem Streben fehlte ihm leider bisher die eigene Kritik. Er läßt sich durch kleine Zeichen, durch geringe Nebensachen entweder auf ganz falsche Spuren oder zu Schlüssen verleiten, die keinerlei wirklichen Anhalt mehr finden. Enthusiasmus, Leidenschaft für seine Sache spielen ihm nicht selten schlimme Streiche. Denn Schliemann sieht mit vornehmer Gleichgiltigkeit über alles das hinweg, was aus nachweisbar historischen Zeiten stammt. Werke wie der etwa 700 Jahre v. Chr. erbaute Zeustempel in Olympia gehören für ihn der modernen Cultur, einer verfeinerten Kunst an, deren Erforschung nicht der Mühe lohnt. Lykurg ist ihm ein moderner Mann, aus dessen Zeit es seiner Meinung nach nichts mehr zu ergründen giebt. Erst wo das Dunkel, die zwischen Geschichte und Sage sich breitende Dämmerung beginnt, da erwacht sein Interesse. Nur wo Reste

aus jener prähistorischen Zeit des griechischen Lebens zu erwarten sind, da entflammt sich seine Forschergier, dahin wendet er sich mit voller Energie, da achtet er weder Kosten noch Mühen, da sucht, gräbt, wühlt er herum bis er etwas gefunden hat. Leicht verlockt ihn dabei natürlich sein Eifer, Alles in diejenige Zeit hinein zu deuten, die ihm die einzig interessante ist. Je enger sich Schliemanns Enthusiasmus für die Sache mit der wissenschaftlichen Kritik verbindet, desto ergebnißreicher wird sein Arbeiten, desto unanfechtbarer werden seine Veröffentlichungen werden. Mehr und mehr überzeugt dieser kühne Pionier der Wissenschaft sich allem Anschein nach davon, daß er ohne Hilfe dieser Wissenschaft nicht auskommen kann.

Den Winter 1876/77 also hat Schliemann auf eigene Rechnung in Mykenä gegraben. Während derselbe dort für Nachgrabungen, Untersuchungen, Photographiren ꝛc. in dieser Zeit 40000 Frcs. ausgegeben, hat er sich selbst auf's dürftigste beholfen, mit seiner Frau, die ihn stets begleitet und treu mithilft, in einer elenden Herberge in Karvati bei Mykenä gewohnt und überall selbst Hand angelegt, wo dies erforderlich war. Was nun die Ergebnisse dieser Thätigkeit anbetrifft, so sind dieselben zwar im höchsten Grade wichtig und werthvoll, doch unterscheiden sich dieselben von den in Olympia gewonnenen sofort dadurch, daß bei diesen ihre Bedeutung für die Wissenschaft der Geschichte, der Alterthumskunde und für die Kunst sofort ersichtlich sind und selbst ohne besondere Deutungen und Erläuterungen klar daliegen.

Ueber die Funde von Mykenä, die Schliemann kurzweg dem Grabe des Agamemnon entnimmt, breitet sich noch immer ein ziemlich tiefes Dunkel, Alles ist mehr oder minder Problem und vorläufig ist, ebenso wenig wie in Betreff der trojanischen, Aussicht vorhanden, daß die forschende Wissenschaft dieses Dunkel aufzuklären wissen werde. Unzweifelhaft stammen die Trinkgefäße von Silber und Gold, die dünnen maskenartig geformten Goldbleche mit ausgeschlagenen Ornamenten, welche sich den Körpern und den Gesichtsbildungen der Todten eng angeschmiegt haben, die Scherben von bemalten Vasen, auf denen man hintereinander schreitende Krieger sieht, die lebhaft an die altassyrischen erinnern, die Masse von Idolen, im Ganzen gegen 20000 Fundstücke, aus ältester Zeit, wahrscheinlich aus einer Periode, über die wir bestimmte geschichtliche Aufzeichnungen nicht besitzen. Schliemann gebührt das Verdienst der Erste gewesen zu sein, der unsere Anschauung mit Gebilden griechischer Arbeit aus jenen frühen Zeiten bereichert hat; er ist vorangegangen, die Wissenschaft wird ihm folgen.

Weit weniger sind die deutschen Arbeiten zur allgemeinen Kenntniß gelangt, die aus der Initiative oder wenigstens unter wesentlichster Mitwirkung des großen Generalstabes unseres deutschen Heeres auf der attischen Ebene begonnen und zum Theil bereits ausgeführt worden sind. Moltke spricht nicht gern viel von den Dingen, die er anordnet oder selbst thut, und so ist denn auch von diesen wenig an die Oeffentlichkeit gedrungen. Wir

sind leicht versucht, den großen Generalstab als eine rein militärisch-technische Körperschaft zu betrachten, deren Thätigkeit Studien der Geschichte, der Terrainbedingungen, der militärischen Einrichtungen, des Befestigungswesens der einzelnen Länder umfaßt, zu dem Zwecke, das eigene Vaterland mit wissenschaftlichem, militärischem Material für die weitesten und verschiedenartigsten Eventualitäten der Kriegführung und des Landesschutzes auszurüsten. Das ist freilich die Hauptsache. Der große Generalstab leistet aber mehr, er tritt mit seinen Arbeiten auch nicht selten in den Dienst der reinen Wissenschaft, gleichsam um die Dienste zu vergelten, die diese ihm stets geleistet hat. Die Behauptung wird kaum eine zu weit gehende sein, daß wohl kein anderer Beruf, keine andere Laufbahn den Menschen zweckmäßiger, vielseitiger, rationeller tüchtiger und dabei zugleich freier, menschenwürdiger entwickelt und ausbildet, als die der Offiziere im großen deutschen Generalstabe. Jedem Offizier steht dieselbe frei. Freilich muß er seine Befähigung erst durch eine wissenschaftliche Leistung ausweisen, die, ohne Kenntniß der Person geprüft, dem Bewerber zunächst den Studiengang der Kriegsakademie eröffnet. Auch hier steht dem Studirenden die Wahl der Spezialitäten frei; er mag sich für Topographie, Geschichte, Geographie, für Mathematik oder Sprachen entscheiden, das bleibt ihm überlassen. Nur muß er den hohen und strengen Ansprüchen genügen, die an jeden Kriegsakademiker gestellt werden, der einst in den großen Generalstab aufgenommen werden soll. Denn

wieder wird jetzt streng und scharf gesichtet, kaum der vierte Theil der jungen Offiziere der Kriegsakademie erreicht das Ziel zum großen Generalstabe commandirt zu werden, und von diesen wird dann später kaum die Hälfte wirklich in denselben aufgenommen. Auch ist in dem ganzen Entwickelungsgange dieser Gelehrten der Armee dafür gesorgt, daß die trockene Wissenschaft stets in Verbindung mit dem Berufsleben bleibe. Aus den Studirzimmern des Generalstabspalastes werden die Offiziere immer wieder zeitweise hinaus zum Garnisonsdienste geschickt, um mit der Armee in fester, lebendiger Verbindung zu bleiben, und außerdem stellt der Generalstabschef seine besten Kräfte gern den Zwecken der reinen Wissenschaft zur Verfügung.

So hat Moltke neuerdings Beamte und Offiziere des großen Generalstabs auf Curtius' persönliches Ersuchen nach Griechenland commandirt, hat ihnen langen Urlaub bewilligt ohne weitere bindende Instructionen als die, daß sie dort topographische Studien und Aufnahmen machen, Vermessungen, Aufklärungen unternehmen sollen, um die von Curtius geplante Arbeit: Aufnahme der drei attischen Ebenen, die von Athen, die von Eleusis und die von Megara, zu fördern. Kaupert, technischer Inspector im großen Generalstab und Leiter der Reductionen von den Meßtischaufnahmen zu den Generalstabskarten, hat eben die Triangulation von ganz Attika sowie die Aufnahme der Stadt Athen beendet. Mit derselben ist der wichtigste Theil von Curtius' Plänen, die Klarlegung der Ebene von Athen begonnen, das Wesent-

lichste davon, Athen und Piräus bereits aufgenommen worden. Der letztere nicht durch Kaupert, sondern durch den Premierlieutenant im oldenburgischen Dragonerregiment von Alten, der während des letzten Winters auch den für die Geschichts- und Bodenkunde höchst wichtigen Streifen zwischen Athen, Piräus und Eleusis aufgenommen hat. Kaupert's Arbeit ist der große Erfolg nachzurühmen, daß nach ihr die Straßenzüge im alten Athen reconstruirt werden können, sie hat den Lauf der Befestigungen der antiken Stadt klar gelegt und sehr viele bisher streitige Punkte im Betreff der Topographie des alten Athen richtig gestellt.

v. Alten war eine wo möglich noch interessantere und gewiß nicht minder schwierige Aufgabe zugefallen. Der junge Reiteroffizier, der dem großen Generalstabe noch nicht definitiv angehört, sondern erst zu demselben commandirt ist, sollte das Terrain zwischen dem Hafen, der Stadt und jenen Höhenzügen, welche die attische Ebene von der eleusischen trennen, durchforschen, aufklären und aufnehmen. Dazu war ihm ein sechsmonatlicher Urlaub bewilligt. Die Ergebnisse dieser Thätigkeit sind für Alterthumskunde, Geschichte und Topographie ungemein interessante, in vieler Beziehung überraschende. Denn es ist dem jungen Kavallerieoffizier des Generalstabs gelungen, viele Ortschaften, Tempelbauten, Befestigungen an ihre richtige Stelle zu setzen, nach denen die Archäologen bisher entweder jahrelang vergeblich gesucht oder die sie ganz wo anders vermuthet hatten.

Die günstigen Bedingungen, die v. Alten vorgefunden, haben ihm allerdings die Arbeit wesentlich erleichtert und es ihm möglich gemacht, manche frühere Annahme der archäologischen Wissenschaft als haltlos nachzuweisen. Es wird nämlich neuerdings in Piräus viel gebaut; die Leute suchen deswegen überall nach Steinen und legen so die Fundamente vieler alten Ruinen blos. Das Forscherverdienst des Offiziers wird dadurch freilich kaum ein geringeres. Es ist ihm hierbei besonders sein eingehendes Studium und die daraus hervorgegangene Kenntniß aller Steinarten zu statten gekommen, die von den Alten zu Bauzwecken benutzt worden sind. Denn, so schließt er mit Recht, wenn ohne jede architektonische Motivirung durch- und übereinander Piräussteine, dann das feste Conglomerat, welches die Grundlage des attischen Bodens zu bilden scheint, endlich hymettischer und pentilischer Marmor verwendet worden sind, so läßt sich daraus bestimmt das Vorhandensein verschiedener Bauperioden annehmen. Von besonderer Wichtigkeit ist ihm die Durchforschung des Dipylon, der großen befestigten Thoranlage, durch welche die heiligen Straßen nach Eleusis und dem Piräus führten, im Betreff seines verschiedenartigen Baumaterials und dessen verschiedenartiger Bearbeitung gewesen. Er hat durch Untersuchungen dieser technischen Bauausführung festgestellt, daß alle Zeiten an der Weiterführung dieses Thorbaues gearbeitet haben, von den ältesten seiner Entstehung bis zu den römischen und sogar den türkischen.

v. Alten's Aufnahmen haben, um hier nur die Hauptergebnisse kurz anzudeuten, ferner den Anschluß der sogenannten langen Mauer an die Befestigungen des Piräus festgestellt, abweichend von früheren Annahmen. Er hat das lange gesuchte Hippodrom von Echilide aufgefunden und damit die bisher unsichere Lage dieses Ortes bestimmt. Abweichend von Curtius', des besten Kenners der attischen Ebene, bisheriger Ansicht, hat Alten den Tempel der Artemis beim Hafen Munychia in Bezug auf Lage und Fundamente festgestellt. Curtius hatte die mächtigen Molen, die den Hafen erst zum Hafen machen, als Unterbau des Tempels angesehen. Nun aber hat Alten vorwärts dieser Mauer und zwar im Wasser, welches bei Süd- und Südwestwind die Mauerreste überflutet, die Fundamente eines Gebäudes entdeckt, dessen Anordnung ihn in einzelnen Spuren sofort deutlich den Tempel erkennen ließen. Für gewöhnlich liegt die Basis dieses Artemistempels trocken, den Curtius zwar ebenfalls an dieser Stelle vermuthet, ihn aber an die großen Molen verlegt hat. Höchst interessant ist auch die von Alten gemachte Entdeckung eines Verbindungsweges von Athen nach der Fähre von Salamis ohne den Piräus zu berühren, und ebenso die einer antiken Straße vom Piräus nach dem Passe Daphni, der hinüber in die Ebene von Eleusis führt.

Die Wissenschaft dankt dem begabten deutschen Generalstabsoffizier, der hier den Winter hindurch ganz allein, nur bedient durch einen ihm von der griechischen Regie-

rung zur Verfügung gestellten Soldaten, selbstständig gearbeitet hat, die Auffindung der Spuren von manchem antiken Demos, die bisher gänzlich verloren waren. Freilich hat die Anwesenheit von Curtius, der einen Theil des Winters sich in Athen aufgehalten, den Arbeiten viel genutzt. Mit ihm gemeinsam hat v. Alten den Namen Korydallos, der früher nur einem Theile des Grenzgebirges gegen Eleusis gegeben war, für die ganze Kette beansprucht. Er hat an dieser Gebirgskette die Lage mehrerer antiker Ortschaften und deren Heiligthümer festgestellt, darunter ein bisher ungekanntes Heroon. Auf der höchsten Spitze des Korydallos fand er die Reste eines Wartthurmes, von dem aus sowohl die eleusische wie die attische Ebene vollständig übersehen und auf Tagemärsche voraus jedes Nahen feindlicher Heerkörper beobachtet und gemeldet werden konnte.

Die Gesammterfolge dieser von den Offizieren des deutschen Generalstabes ausgeführten Arbeiten sind also Klarstellung der Topographie des alten attischen Landes und die Bestimmung vieler für die historische Wissenschaft höchst wichtiger Lokalitäten. So meint v. Alten mit Bestimmtheit die Stelle des Herakleion feststellen zu können, des Heiligthums, welches von den Ansiedlern erbaut worden, die von Salamis aus das feste Land besetzten. Wie es heißt sind die Mittel bewilligt, um im kommenden Herbste die Weiterführung dieser Arbeiten wieder aufzunehmen. Es würde sich dann empfehlen zunächst östlich weiter zu gehen, dort wo v. Alten aufgehört hat. Da liegt

die wichtige Straße nach Sunium, die im Alterthume weit größere Bedeutung hatte als heute. Dann müßte man das Land weiter nordwärts durchforschen bis zum Passe von Dekeleia am Parnes, endlich nach Westen vorgehen zum Daphnipaß um die Verbindung mit der Ebene von Eleusis zu erreichen. Die Triangulation des größten Theils der attischen Ebene ist aber bereits vollendet. Diese Ergebnisse hat die Wissenschaft hauptsächlich der Mithilfe des großen Generalstabs zu danken und es wäre nur zu wünschen, daß die Fortsetzuug der Arbeit entweder denselben mit dem Terrain, den Lokalverhältnissen, der Sprache genau vertrauten Kräften oder ebenso guten anvertraut würde. Tritt auch die Bedeutung der Nachgrabungen und der aus ihnen gewonnenen Resultate, die meist dem Gebiet der Inschriften angehören, gegen die der olympischen zurück, so sind es hier in Attika weniger diese als die topographischen Aufnahmen, die Aufklärungen des Bodens, die Forschungen nach Straßen, Heiligthümern, Ansiedelungen, welche den historischen Wissenschaften die wesentlichsten Dienste leisten. In Olympia also nicht allein, sondern auch in Mykenä und auf der attischen Ebene blicken wir mit patriotischer Befriedigung auf die deutsche Arbeit auf griechischen Boden.

Wir werden uns zunächst hier nur mit Olympia beschäftigen, der Stätte des alten Bundesheiligthums, an der Deutschland für die wissenschaftliche Forschung eingetreten ist.

Nach Olympia.

Corfu.

Auf der Insel des sorglosen, glückseligen Lebensgenusses, dem Eilande der alten Phäaken, betritt der nach den heiligen Stätten von Olympia Pilgernde zuerst griechischen Boden. Aber dennoch trägt Corfu, diese reichbelebte Station des Weltverkehrs, nur sehr bedingt den Charakter des hellenischen Landes und Volkes. Aegypten und Italien, Oesterreich-Deutschland, die Türkei und die ganze Levante reichen einander an den vielbuchtigen Gestaden die Hände, senden ihre Dampfer hierher, haben hier Vertreter ihrer Geschäfte. Dazu kommt der Einfluß, den die langjährige venetianische und die spätere englische Herrschaft hier geübt, um Corfu einen wahrhaft internationalen Charakter zu geben. Nicht zu seinem Schaden wahrlich. Denn jede der Nationen hat ihr Theil dazu beigetragen, um dieses herrliche, meerumspülte Gebirgsland auszustatten, zu schmücken, zu beleben, und nun beginnt das von der zwar niemals drückenden, dafür aber desto mehr demoralisirenden Fremdherrschaft befreite Volk noch selbst

an der Hebung seiner Cultur, an der Besserung seines Wohlstandes zu arbeiten, so daß ein rechtes volles Gedeihen kaum fehlen kann.

So oft man Corfu auch wiedersehen mag, immer übertreffen seine landschaftlichen Reize, die Großartigkeit der Umgebungen, die seltene Gunst der Lage in Wirklichkeit alle Vorstellungen, welche die von der Phantasie befruchtete Erinnerung davon zurückbehalten hat. Selbst diesmal, wo ein leichter Dunstschleier das tiefblaue Meer, die gigantischen Alpenzüge des epirotischen Festlandes und die in üppigster Frühlingspracht strahlenden Gelände der Insel selbst um den Glanz der vollen bezaubernden Farbenwirkung brachte, selbst jetzt ruhte das Auge mit Entzücken auf dem Bilde, welches sich nach und nach aufrollte, als der Dampfer von Westen her in die breite Meerstraße einlenkte, die Corfu von dem heute noch türkischen Festlande scheidet. Dieser Reichthum an Formen und Bildungen, diese Anmuth und Majestät der Linien kann auf die leuchtende Farbe allenfalls verzichten und sich mit den feinen, zarten Tönen begnügen, mit dem lichten Blau, dem milden Violett, dem silberschimmernden Grau, in die die norwegischen Fjords sich am liebsten hüllen.

Kühn und gewaltig steigen ostwärts die hellgrauen Kalkberge der Festlandsküste aus dem dunklen Azur des Meeres. Ihre Scheitel sind kahl und schroff, in den Rissen und Schlünden der Kämme lagert noch Winterschnee; nur wo ein Bach, ein Flüßchen die Wände

durchbricht, oder ein stiller, unzugänglicher Landsee sich zwischen dieselben eintieft, klimmt das saftige Grün der Alpenweiden ein Stückchen den Kalkfelsen hinan, giebt dem Wilde Nahrung und den Viehheerden und bildet so eine Art Vorrathskammer für Corfu, welches seinen ganzen Bedarf an Rindern, Milch, Butter, an Schwarz- und Vogelwild von drüben holt. Einsam genug mag es in jenen Gebirgslandschaften aussehen, in denen armes, verkommenes Albanesenvolk sich kümmerlich vom Ertrage der Weide nährt. Jetzt kommen sie auf kleinen Schiffchen schaarenweise herüber in das üppige Gartenland von Corfu, um gegen geringen Entgelt bei der Olivenernte zu helfen. Unter den Wölbungen eines alten Venetianerthors hatte der Dimarch ihnen Obdach und Nachtquartier angewiesen, dort lagerten Männer, Weiber, Kinder in ihrer malerischen Lumpentracht, bis sie von den Landleuten um spärlichen Lohn gedungen werden.

Dem armen, rauhen, wilden, aber in großartiger Majestät gestalteten Lande des türkischen Epirus kehrt die Insel Corfu ihre liebliche Seite zu. Sobald wir von Norden her um den San Salvatore, den höchsten Gebirgskamm derselben, der sie vor allen rauhen Winden schützt, in die Canalstraße steuern, blickt uns die lächelnde Anmuth dieser reizendsten aller jonischen Inseln entgegen, und jeder Schritt am Lande befestigt, ergänzt und erhöht den wundersamen ersten Eindruck. Es ist der schöpferischen Natur selten eine ihrer Bil-

dungen so wohl gelungen wie diese. Man glaubt das Walten einer Künstlerhand zu erkennen in der Anordnung jener Reihe von Felsgraten, die in meilenweitem Halbrund das Innere der Insel umschließen, hier in steilen Schroffen sich emporrecken, dort als freundliche vollbelaubte Hügel sich lagern, deren Linien sich heben und senken, bis sie endlich weit nach Süden hin, lichtblau von der köstlichen Luft gefärbt, in das dunklere Meer verlaufen. Dieser malerische Hintergrund schützt einen riesigen Garten vor den Unbilden des Wetters. Ganz Corfu, das ganze Land wenigstens, welches von jenem Gebirgskranz umschlungen wird, ist ein solcher Garten, ein lachendes Gefilde von Olivenhainen, Orangen- und Mispelwäldern, blühendem Gesträuch, Weinreben und lustig wuchernder wilder Blumenpracht. Es duftet und leuchtet uns in dieser Jahreszeit überall ringsum entgegen und zwischen dem silberschimmernden Laube der mächtigen Oelbäume, zwischen dem jungen Grün der Felder und Gärten, den zarten Blüthenmassen der Orangen und den purpurnen des Judasbaumes buchtet das Meer sich ein gleich lieblichen Landseen, da liegen kleine Dörfer, entweder an diesen stillen Wasserspiegeln oder wie die Adlernester hoch oben an die schimmernde Kalksteinwand geklebt, oder versteckt hervorlugend aus dem üppigen Grün. Das Alles umfaßt ein einziger Blick, wenn wir die hohe Plattform der Citadelle ersteigen, die auf einem einsamen, mitten aus dem weichen Gartengelände in's Meer hinausragenden Felsblock die

ganze Insel bewacht. Das ist Corfu, wie wir es kennen und doch wieder nicht kennen, denn diese Fülle von Anmuth und Majestät hat die lebendigste Erinnerung nicht festzuhalten vermocht. Dennoch aber finden wir den Hauptreiz eines Aufenthaltes auf dieser wundervollen Insel noch in ganz Anderem. Sie erscheint auf den ersten Blick so klar, so durchsichtig gegliedert, so leicht erfaßbar, daß man sie zu kennen meint, wenn man von einem solchen Punkte ihre Schönheit genossen. Weit fesselnder und entzückender als dies Panorama ist aber die Fülle von Einzelblicken, die sie dem Spaziergänger bietet. Das reizvolle Ineinandergreifen von Wasser und Bergland, von Felsgestein und Gartenflur schafft wundervolle kleine Bilder, wo immer man von freien Punkten auf die Insel schauen mag. Da wechseln die Farben von dem tiefen Lazur des Meeres, dem dunklen Grün der Orangenwälder bis zu dem lichten Grau des Kalksteins und dem zarten Blau, welches die Luft um die fernen Berge hüllt, in unzählbaren Uebergängen und Zwischentönen. Wer da meint, in Italien schon alle die bezaubernden Wirkungen der Luft und des Lichtes kennen gelernt zu haben, der wird hier inne, daß es doch noch Schöneres giebt.

Deshalb erscheint es ganz unbegreiflich, daß unsere Maler sich diese unerschöpfliche Fundgrube künstlerisch geordneter Veduten, diese edel und anmuthig modellirten Landschaften, diese Licht- und Farbeneffecte bisher gänzlich haben entgehen lassen. Die italienische Landschaft

ist von ihnen ausgebeutet worden bis zur Erschöpfung, Amalfi und Capri, die Villa d'Este und der Nemisee, Campagna und Sabinergebirge begegnen uns auf allen Ausstellungen, in allen Ateliers. Nach Corfu verschlägt selten oder niemals einer unserer tüchtigen Maler. Hier fände er eine überreiche Ausbeute, ein von seiner Kunst noch so gut wie unentdecktes Land, von dem er Besitz ergreifen und ungeahnte Schätze mit heimbringen könnte. An malerischen Einzelnheiten von einer Schönheit allererstен Ranges ist kaum ein so enger in sich abgeschlossener Bezirk reicher als das Gebiet dieser herrlichen Insel.

Der feine Nebeldunst der Atmosphäre verdichtete sich gegen Abend und schlug endlich als es dunkel ward, in einem heftigen Regen nieder. Das gastliche Dach der Bella Venezia, dieses behaglichsten aller corsiotischen Gasthöfe, war deshalb willkommen und die gute Tafel nicht minder, auf die das nahe Festland Wild, Geflügel und saftiges Rindfleisch, das Meer seine Fische und die ankehrenden Orientdampfer Datteln, Bananen, Feigen liefern. Für gutes Gemüse sorgt der eigene Boden, nur der schwere, süßlich fette Wein will nicht recht munden. Die Gesellschaft an der Tafel illustrirt den Charakter und die Lage dieser zwischen drei Welttheilen etablirten Verkehrsstation recht treffend. Die Türken und Aegypter behalten ihren rothen Fez selbst während der gemeinsamen Mahlzeit auf dem Kopfe, auf dem einen Ende der Tafel hört man einige Geschäftsreisende italienisch sprechen, die russische Familie, deren Oberhaupt eine

korpulente, sonderbar in einen hemdenartigen, weißen Ueberwurf gekleidete Matrone zu sein scheint, sucht sich ihrer Umgebung durch Französisch verständlich zu machen, der ganze obere Flügel der langen Tafel wird von dem deutschen Idiom beherrscht, von österreichischen Familien, deutschen Gelehrten und den Touristen, die hier nur kurze Zeit verweilen, von dem sorgsamen Wirthe aber gewissenhaft dem deutschen Sprachbereiche zugewiesen werden, in dem es lebhafter zugeht als auf allen anderen Gebieten des Gasttisches. Beim Kaffee, den man hier bereits orientalisch, d. h. chocoladendick und köstlich aromatisch servirt bekommt, sitzt man heute gern ein Stündchen länger, denn die Abendpromenade auf der Esplanade draußen im Mondschein, die hohe Küstenwehr entlang, verhindert der Regen.

Dafür brachte der nächste Morgen tiefblauen Himmel, intensives Sonnenlicht, glänzende Farben und so gewaltige Fortschritte in der Pflanzenentwickelung, wie sie nur ein erquickender warmer Regen in diesen Breitengraden während des Frühlings hervorruft. Es war der erste April heute, daheim in Deutschland das Osterfest, hier der Palmsonntag nach griechischem Kalender. Dieser Palmsonntag ist einer der höchsten Feiertage der griechischen Kirche, eine heitere, prunkvolle Unterbrechung der langen schweren Fastenzeit, die von ihr weit strenger gehalten wird, als von den römischen Katholiken. Animalische Stoffe, selbst Fett, Butter, Milch sind gänzlich verboten mit Ausnahme des elenden Stockfisches, der

für Alles herhalten muß. Trockne Feigen, wenig Oel, Brod bilden außer ihm während dieser Zeit allein die Nahrungsmittel für Reich und Arm. Der Palmsonntag ist ein heller, froher Freudentag inmitten dieser Zeit der Kasteiung, die noch ärger wird während der Charwoche. Das Landvolk der ganzen Insel steigt heute hernieder von seinen Bergen, strömt aus den Gartengefilden der Ebenen nach der Stadt. Schon am Sonnabend waren viele angekommen, zu Wasser, in ihren Wagen oder zu Pferde die Wohlhabenderen, die große Menge zu Fuß trotz des Regens. Die Straßen und Plätze belebten sich mit den bunten, malerischen Volkstrachten.

Die Weiber legen dicke, leichtgeflochtene Haarwulste, mit rothem Band durchwunden, um den Kopf, falsche Haare oder deren Surrogate zumeist, und zwar nicht allein zum Schmuck, sondern es vertreten diese Flechten zugleich die Stelle der runden Kissen, welche die Italienerin unter den Krug legt, den sie frei und gewandt auf dem Haupte trägt. Auch die Corfiotin schreitet leicht und graziös mit dem antik geformten Henkelkrug auf dem Kopfe dahin und breitet die dicken Haarflechten unter, um das Gefäß bequemer und sicherer tragen zu können. Ueber diese turbanartig die Stirn umwindenden Haarmassen fällt ein faltiges, schleierartiges Kopftuch. Die Bergbewohner tragen es von gelber Farbe, das der andern ist weiß. Eine lange Ueberjacke von dunklem Wollenstoff, farbig besetzt, ein weites weißes Hemd, unter dem gestickten, mit Perlenschnüren und Spangen

zusammengehaltenen Mieder in üppigen Falten hervorquellend, ein dunkler, ebenfalls grellfarbig besetzter Rock sind die Hauptstücke der corfiotischen Volkstracht, die wir, etwas schlichter und schmutziger, auch an den Wochentagen bei unseren Streifzügen durch die Insel überall antreffen. Damit begnügt sich aber die reiche und eitle Landfrau, die putzsüchtige Bauerndirne nicht. Eigene Phantasie, Anleihen an türkische und griechische Volkstrachten und eine Nachlese bei allen abgethanen auffallenden Moden müssen dazu helfen, diese ländlichen Schönen aufs Prächtigste herauszuputzen. Die Haarwulsten sehen wir bei ihnen mit Gold durchwunden, kurze, stark geschlitzte Jäckchen von Sammt oder Seide, meist purpurroth oder violett, dick mit Gold bordirt, farbige seidene Röcke und den Busenriegel mit Goldblech, Spangen, Münzen, Gehängen dicht bedeckt, so stolziren diese corfiotischen Weiber umher, miethen sich auch wohl einen Wagen, um die Stadt zu durchstreifen. Ihr ganzes Vermögen soll meist an diesen Brustlatz geheftet sein, und daß der Bedarf groß, beweist die Menge der Goldschmiede, die hier orientalische Filigrane, aus Goldblech getriebene Heiligenbilder, Nesteln und Spangen feilhalten. Doch verschmäht die bäuerische Eitelkeit auch Geringeres nicht. Auf dem Haupte wiegt sich nicht selten ein hoher Aufbau von knisternden Kunstblumen, kleinen Vögeln, Fahnen aus gesponnenem Glas, von ordinären Perlschnüren und Silberfäden, viele steckten in tonnenförmigen Krinolinen, andere hatten

sich mit Shawls und Schärpen drapirt. Das Alles beruht nirgends auf traditionellen Kleiderbräuchen, die sich in bestimmten Landschaften erhalten haben, sondern ist ganz willkürliche Ausgeburt der Putzsucht. Die männlichen Inselgriechen tragen weite dunkle Pumphosen, die eleganteren kurze gestickte Jacken, als Prachtstück der Toilette den Leibgurt, der, weit wie eine zusammengeschlagene Schürze, den ganzen Vorrath an Waffen und Handgeräth aufnimmt. Die krause, flatternde Fustanella der anderen ist heute zu Ehren des Festes von schimmernder Weiße, der zottige Mantel der Bergbewohner hängt malerisch um die Schultern, der rothe Fez, weiße Käppchen und neuerdings der gewöhnliche Matrosenstrohhut mit flatterndem farbigen Bande umwunden, schmücken das Haupt. Den Zügen des Landvolks merkt man die Mischung des Blutes doch sehr an. Die runden dunklen Augen, die man pompejanische nennen möchte, sieht man sehr oft, auch fesselt uns nicht selten ein fein geschnittenes Profil, ein edles Oval des Kopfes, doch kann man im Allgemeinen den Menschenschlag nicht schön nennen. Nur Haltung und Gang sind von einem angeborenen Adel, von so großer Leichtigkeit und Anmuth, wie selbst die Italiener sie nicht oft besitzen.

Malerisch genug also sieht es aus auf den Straßen und Plätzen der Hauptstadt an diesem festlichen Sonntage. Aus den Kirchen qualmt uns Weihrauchgewölk entgegen, da halten die langhaarigen Priester, in goldene Kronen, gestickte Gewänder und schleppende Talare ge-

hüllt, den Gottesdienst ab inmitten eines Waldes von Palmzweigen und Lichtern. Die Palme muß hier meist der Oelzweig ersetzen, den jeder Andächtige heute in der Kirche erhält, mit dem jeder sich schmückt, dessen zartes Laub dem Gesammtbilde überall einen freundlich grünen Schimmer verleiht. Gegen Mittag ordnet sich dann die große Procession, eine der feierlichsten und prächtigsten des ganzen Jahres, zu ihrem Zuge durch die ganze Stadt. Sie macht so zahlreiche Umwege, spricht an so vielen Kirchen vor, daß wir getrost zwischenein uns durch eine Schaale Kaffee erquicken, ein kühles, schattiges Plätzchen aufsuchen können, um den Umzug immer wieder einmal zu sehen. Zuletzt kommt er sogar über die Esplanade an den Fenstern unseres Gasthofes vorüber, um es den fremden Schaulustigen ganz bequem zu machen.

Was heute alles Landvolk herbeizieht, die größte Prachtentfaltung motivirt, ist die Thatsache, daß der heilige Spiridion in eigener Person sich an der Palmenprocession betheiligt. Jede griechische Landschaft hat natürlich ihren Specialheiligen, so Zante den heiligen Dionys, Corfu den Spiridion. Ich weiß nicht, was dieser Heilige für das Christenthum gethan oder gelitten, weiß auch nicht, was speciell die Insel Corfu ihm verdankt, sein Leichnam befindet sich aber in der Hauptkirche der Stadt und wird als seltene Reliquie, als Schutzpatron des Eilandes hoch verehrt.

Es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit diesem Leichnam des heiligen Spiro. Derselbe ist nicht Eigen-

thum der Kirche, sondern gehört zu dem Privatbesitz einer corfiotischen Familie Bulgaris. Man sagt, daß eine Tochter bei ihrer Heirath in diese Familie ihn ehemals als Aussteuer mitbekommen haben soll. Seitdem muß stets ein Sohn des Hauses Priester werden, und durch dessen Hand fließen die reichen Einnahmen und Erträge, welche die Reliquie abwirft. Sämmtliche Wachskerzen, die das gläubige Volk seinem Schutzpatron weiht, liefert diese Hand allein um hohen Preis, kranke, sieche, elende Kinder werden dem heiligen Spiro dargebracht, man läßt sie die Mumie berühren, oder legt sie bei Processionen, wie die heutige, mitten auf's Straßenpflaster, damit der Patron über sie hinwegschreite. Das bringt Sporteln. Außerdem aber tragen diese Kleinen mindestens ein volles Jahr hindurch schwarze Kleidchen, so daß man sie auch äußerlich sofort als Spiro-Kinder erkennt. Die Kleider liefert das Haus Bulgaris ebenfalls und so trägt der Besitz des Heiligen demselben sehr gute Zinsen. Der dritte Mensch auf Corfu ist auf den Namen Spiridion getauft; man sagt, daß die Engländer, wenn sie schnell einen Dienst begehrten, nur zum Fenster hinaus „Spiro!" gerufen hätten, sicher, daß sofort ein Dutzend der umherlungernden Burschen dem Rufe gefolgt wäre.

Um die Mittagsstunde verließ die Palmen-Procession die Hauptkirche des Städtchens. Es wird selten ein farbenreicheres, malerischeres Schauspiel geben als solchen Aufzug, dessen Pomp sowohl in dem Gedränge des

bunt kostümirten Landvolks, wie auch in der glänzenden landschaftlichen Umgebung, dem strahlenden Himmel, dem tiefblauen Meere, den herrlichen, in lebhafte Farben gekleideten Gebirgen und in dem mit üppigstem Frühlingsblühen geschmückten Gartenlande einen zugleich stimmungsvollen, heiteren und prächtigen Rahmen erhält. Processionsfahnen an hohen Stangen eröffneten den Zug, die uniformirten Schüler, zwei lange Reihen Geistlicher in Talaren von schwerem Seidendamast, dicht mit Stickereien bedeckt, junge Priester, Militär, alle mit Kerzen in den Händen, alle mit grünen Palmenzweigen geschmückt, folgten. Sie umgaben den greisen Patriarchen, dessen edles, ehrwürdiges Haupt eine goldene Krone schmückt, der majestätisch, von jungen Geistlichen umgeben, einherschreitet, unmittelbar dem heiligen Spiridion voran. Für diesen hat man eine Art Portechaise construirt, ein hohes, schmales, in einer Tragbahre schwebendes Gestell, in dem der Körper aufrecht steht. Es ist dies ein Kasten von durchbrochenem, rankenartig verschlungenem Goldblech, innen mit Purpursammt ausgeschlagen, so daß man den Körper nicht sehen kann. Nur unten kommen die Füße zum Vorschein und oben endet das Behältniß in einer gläsernen, laternenartigen Kuppel, so daß die Gläubigen das Haupt ihres Spezialheiligen sehen können. Es erscheint als das eines braunen, mumificirten Leichnams, gut genug erhalten, so daß man sogar das Gesicht erkennen kann. Eine Leinenbinde verhüllt schleierartig das Hinterhaupt. Während die vier Priester, welche die

Bahre auf ihren Schultern tragen, langsam vorwärts schreiten, drängt das Volk sich von allen Seiten heran. Wickelkinder, ein Wachskerzchen in die kleinen Hände gedrückt, werden dem Heiligen entgegengehalten, andere kleine Würmer legt man vor ihn auf das Straßenpflaster, die Männer sinken auf die Knie und bekreuzen sich, die Weiber suchen einige Tropfen des herabträufelnden Wachses zu erhaschen. Dazu donnern die Kanonen, das Blech der Militärmusik schmettert dazwischen und nur wenn sich diese einmal dämpft, hört man die langgezogenen Töne der Litaneien, die halb klagenden, einförmigen Mollweisen, welche die Priesterchöre anstimmen. Stundenlang dauert diese Palmsonntagsprocession, denn an verschiedenen Kirchen und Altären wird Halt gemacht, und erst am Nachmittage zerstreut sich die bunte, heiter geschmückte Menge.

Dann aber wandern wir gern ein Stück aus der Stadt hinaus die schönen Straßen entlang, welche die Engländer während der Zeit, da sie die Insel besessen, nach allen Theilen derselben geführt haben. Diese guten Straßen dienen keinerlei wirthschaftlichen Zwecken, jeder Gouvernenr hat Stücke davon nach eigenen Wünschen, zu eigenem Vergnügen angelegt, einzig um darauf mit seinen Landsleuten spazierenfahren zu können. So enden diese Wege denn auch stets auf schönen Aussichtspuncten, an denen man in die Wasserspiegel reizender Buchten hinabblickt oder von steilem Bergrande eine stolze Ueberschau über die üppigen Gartenfluren der Insel, das

Meer, welches sie umschlingt, und auf die gigantischen Gebirge von Epirus genießt. Das Landvolk stieg um diese Zeit wieder hinauf in die Dörfer, die wir auf steiler Höhe an den Felswänden haften sehen. In seinem bunten Feststaat belebte es die Straßen, lagerte unter den Orangen, an denen um diese Zeit die weißen, strengduftenden Blüthen bereits die goldenen Früchte verdrängen. Besonders lebhaft war es heute an der tief in's Innere des Landes einschneidenden Bucht, welche als der antike Hafen der Phäakenhauptstadt gilt. Dort zeigt man die heute von alten Oelbäumen beschattete Stätte, auf der des Alkinoos Palast sich erhoben haben soll, dort rinnt durch Orangenhaine das Bächlein zum Strande, in dem Nausikaa mit ihren Gespielinnen beim Waschen sich vergnügte, dort schwimmt heute noch das kleine zugespitzte Inselchen, welches für das versteinerte Schiff des Odysseus gilt. Wir stehen am hohen Bergrande, blicken über das stille, liebliche Thal, welches um die Bucht sich breitet, zu den höheren Gebirgshängen hinüber, deren scharfgezeichnete Formen von der warmen Sonne lebhaft beleuchtet werden, erfreuen uns an den intensiven Farben dieser südlichen, mit herrlichster Vegetation geschmückten Landschaft, die erst fern im Hintergrunde in lichtes Blau übergehen, wo der letzte sanfte Ausläufer des stark geklüfteten Bergrückens sich südlich in's dunklere Meer senkt. Während dessen ist das Landvolk, welches drüben jenseits des Wassers in dem romantisch gelegenen Casturi wohnt, den steilen Steg hinab-

geklettert, kleine Fährschiffchen nehmen die Sonntags-pilger auf und führen sie über die Bucht an's jenseitige Gestade. Drüben sieht man die bunten Gestalten dann in dem lichten Schatten des Oelwaldes verschwinden, die gewundenen Gebirgsstege hinaufwandern. Auch durch die Villa des Königs, die sich hoch am Strande aus duftender Blumenwildniß erhebt, mit weitem freien Blick über das Meer, ziehen die Leute, überall begegnet man ihnen, selbst gegen Abend auf der Esplanade, wo die Militärkapelle einige Stunden lang Volksconcert giebt, mischen die malerischen Volkstrachten sich stark unter die einförmigen fränkischen Stadtkleider.

Am andern Tage finden wir bei unseren weiteren Ausflügen Alles wieder an der Arbeit. Es ist noch immer die Zeit der Olivenernte, die in diesem Jahre ganz enorme Erträge liefert. Die Bäume sind heute noch dick mit der schwarzen Oelfrucht bedeckt, obgleich man bereits lange Zeit daran erntet. Es wird nämlich nur das genommen, was überreif herabfällt, man schüttelt weder noch pflückt man die Oliven, weil sie dann geringer ölhaltig sein sollen. Zu der mühsamen Arbeit des Auflesens sind aber die Kräfte der sehr dünn bevölkerten Insel nicht ausreichend, deshalb dingt man die Albanesen von drüben aus dem türkischen Gebirgslande mit Weib und Kind und dennoch verdirbt ein großer Theil der edlen Frucht am Boden. Von einer verständigen Ausnutzung der reichen Gabe, welche die Natur dieser Insel verliehen, ist das Volk überhaupt noch sehr

weit entfernt. Das Oel wird so unvollkommen, mit so ursprünglichem Geräth ausgepreßt, so schlecht gereinigt, daß fast die Hälfte in dem Rückstand bleiben und das Gewonnene auch nur von geringer Güte sein soll. Der Weinstock, der hier vortrefflich gedeiht, giebt trotzdem nur einen schwer trinkbaren, dicken, süßlichen Wein ohne Kraft, Feuer und Adel, alles übrige Erntegut des nur wenig benutzten Bodens steht noch weiter zurück. Es fehlt den Leuten wohl weniger an der erforderlichen Intelligenz, als an Lust und Trieb zum Fortschreiten. In dieser Beziehung steht Corfu weit hinter allen übrigen jonischen Inseln zurück. Man meint, daß hier der Einfluß der langjährigen englischen Herrschaft ein verderblicher, mindestens ein hemmender gewesen sei. Hier residirte der Gouverneur mit seinem Hofstaat und seiner Beamtenwelt, hierher kamen die reichen Insulaner schaarenweise zu ihren Vergnügen, hierher strömte daher alles Geld, welches bequem und reichlich ausgegeben ward; Geld genug, um den größten Theil der Bevölkerung sorglos und bei geringer Arbeit zu füttern. Das hat allen Unternehmungsgeist erstickt, die mißlichen Eigenthumsverhältnisse kamen dann noch hinzu, um die Landbevölkerung zu demoralisiren. Besitz und Betrieb des Ackers waren hier wie fast überall in Griechenland und Italien von jeher getheilt. In venetianischer Zeit, so rühmt man heute noch, hat aber der reiche, vornehme Großgrundbesitz sich väterlich der Bauern, die das Land bestellen mußten und dafür einen Theil des Ertrages

erhielten, angenommen, beide sind dadurch zu gewissem Wohlstande gekommen. Später jedoch, als der Adel zu verarmen begann, seine Einkünfte in den großen Städten verpraßte, wurde der Bauer gedrückt, er wehrte sich seinerseits und so kam bald der Verfall, wo beide nichts mehr hatten, und die Lust verloren, die reichen Schätze des Bodens zu heben. Ueberall ist heute das Eigenthum noch streitig. In der Stadt gehören die verschiedenen Stockwerke mancher Häuser verschiedenen Besitzern, draußen haben oft mehrere Familien Theil an einem einzigen Oelbaum. Man versucht zu bessern und zu ordnen, aber das geht in diesem Lande sehr langsam und gleichen Schritt damit hält denn auch die Hebung der Cultur.

Die Ausflüge in das Inselland hinein bieten dem Naturfreunde unbeschreiblichen Genuß, unerschöpfliche Abwechselung. Am liebsten wählt man eine der Straßen, die zuerst durch weite Oelwälder, dann hinauf nach einem Punkte des Gebirgszuges führen, der in mächtigem Halbrund das Eiland im Westen umzieht und eigentlich dessen Rückgrat bildet. Von dort übersieht man nicht nur alles corfiotische Land, nicht nur den Zug dieses Gebirges selbst mit seinen vielen Zerklüftungen und seltsam geformten Kegeln, Spitzen und Rücken. Den Mittelgrund des Bildes füllt stets die alte Citadelle, deren Fels sich einsam, hoch über der Stadt aufreckt und weit in's Meer vorspringt. Dahinter breitet dann die tiefblaue Flut sich aus, hier nur eine breite Meerstraße, welche die epirotischen Alpen großartig eingrenzen.

So sind, zwar ähnlich unter einander, aber doch jede voll neuer Schönheiten, die Aussichten von Peleka, von Casturi, von Garuna. Besonders bietet der Besuch dieses letzteren Bergdorfes ein Neues. Wir müssen, um dorthin zu gelangen, die Höhen, die Corfu eingrenzen, überschreiten, zum westlichen, italienischen Meere hinabblicken. Dort hängt das winzige Häuserbündel von Garuna an dem Rande einer tief in den Steingrund eingerissenen Schlucht, durch die ein Bächlein lebhaft zum Meere hinabspringt. Spitze Felsnadeln schießen aus diesem auf, jäh zerklüftet sich hier überall das Gestein, das giebt lebhaftes Licht, tiefen Schatten und einen wunderbar reichen Farbenwechsel. So wild und voll pittoresker Romantik erscheint die Landschaft nirgends auf Corfu wie hier. Gern fährt man aber auch die Wege entlang, die sich um die Gestade der stillen Buchten schlingen, nach kleinen Gütern und Landhäusern hin, die von herrlichster Vegetationspracht umgeben sind. Die Oelbäume, unter denen jetzt das Albanesenvolk sich tummelt, um die schwarze Frucht zu sammeln, bilden überall den vollen Hintergrund, von dem das hellere Laub der Orangen, die schön gezeichneten Blätter der japanischen Mispel, der schlank aufschießende, neuerdings eingeführte Eualyptus und eine Fülle von Blüthengesträuch sich reizend abheben. Wild am Wege finden wir den Mastix, die Feige, den Erdbeerbaum und baumhohes Haidekraut mit vollen weißen Blüthenbüschen. Dennoch vermißt man hier manche Bäume, die in dem kälteren Italien

überall gedeihen. Die Wallnuß und die Edelkastanie finden sich nur in wenigen Exemplaren, die Carube, die dort jetzt schon dicht mit Johannisbrodschoten behängt ist, steht hier nur als Zierbaum in der Villa des Königs.

Freundlich und genußreich gestaltet sich inmitten dieser herrlichen Landschaft das Leben auf Corfu. Jeder Tag bringt Neues, Schöneres, und gern glauben wir es den schnell gewonnenen Freunden, die seit Wochen hier weilen, daß der flüchtige Tourist nur den kleinsten Theil des vielbuchtigen, von der Natur überreich ausgestatteten Inselandes zu Gesichte bekommt, daß volle Monate sich in diesem ewigen Frühling angenehm verleben lassen. Dazu kommt, daß wir auch ein kleines aber liebes Stückchen Deutschland auf Corfu finden. Der Consul des Reiches birgt es in seinem gastlichen Hause, das sich gern den Landsleuten öffnet und sie an seiner heiteren Geselligkeit theilnehmen läßt.

Zante.

Der kleine griechische Dampfer, der den Localverkehr zwischen den Inseln und dem Festlande mit der Hauptstadt vermittelt, verläßt gegen Abend Corfu, am frühen Morgen werden wir durch das Aechzen der Winden, das Rasseln der Ketten zeitig geweckt, wenn er Kephalonia berührt, in der Bucht von Argostoli Waaren und Reisende austauscht. Bei dem alten Leukas, das heute Sta. Maura heißt, sind wir während der Nacht vorübergekommen, eine kleine Spitze von Ithaka schmeichelten sich einige Reisegefährten in dem blauen Streifen gesehen zu haben, der ostwärts aus dem Meere auftaucht; sonst waren es nur die köstliche Frische einer milden Nacht, das intensive Leuchten des Meeres im Kielwasser, einige springende Delphine und der prachtvolle Sternenhimmel, was uns noch spät auf dem Decke des hübschen Schiffes fesselte, dann ein herrlicher Morgen, der uns, lange bevor die Sonne aufging, wieder hinauslockte. Es gewährt vielen Genuß zwischen den jonischen Inseln umherzufahren und dazu taugt kein Verkehrsmittel besser als

diese griechischen Lokaldampfer. Sie dringen in die stillen Buchten der lebhaft geformten Felseninseln, legen auf kurze Zeit an den kleinen Städtchen an, welche als Stapel dienen für die Producte des Landbaus, der hier bereits bis zu den höchsten Erhebungen des steinigen Bodens hinaufgedrungen ist, und nehmen auch die Reisenden auf, welche von einem dieser kleinen stillen Oertchen zum andern wollen. Diesmal waren das sehr viele, die Ostergäste nämlich, Studenten und Gymnasiasten, Beamte und Geschäftsleute, die während der hier fast zwei Wochen dauernden Festzeit einen Ausflug in die Heimath machten. Das Neugriechisch wird in diesen westlichen Theilen des jungen Nationalreiches noch nicht obligatorisch, alle Welt spricht und versteht italienisch und bemüht sich mit dem patriotischen Zuge, der jedem Griechen eigen ist, den Fremden auf Schönes, Eigenthümliches und besonders auf die Reize seiner speziellen Heimat aufmerksam zu machen.

Kephalonia ragt inmitten der Inselgruppe, die sich vor den Golf von Patras lagert, hervor durch massige Formen und hohe Gebirgskuppen. Die breiten, gerundeten Rücken seiner Berge verlieren wir während der langen Fahrt in diesen Gewässern niemals aus den Augen, sie lassen für den Blick den ausgedehnten Meerbusen als einen Binnensee erscheinen, der ringsum fest verschlossen ist. Während wir aber noch in der Bucht, welche die Felsgestade von Kephalonia bilden, südwärts steuern, sehen wir bereits ganz in der Nähe Zante dem

Meere entsteigen. Zante ist unter den jonischen Inseln der Liebling aller Griechen. Corfu sehen sie nur halb als ihr nationales Eigenthum an, mehr als eine internationale Verkehrsstation, auf der alle Völker des Ostens und Westens ihre Spuren zurückgelassen haben. Auf Zante aber sind sie stolz und zwar mit Recht. Das spricht sich schon in den landläufigen Bezeichnungen aus, die wir hier jeden Augenblick zu hören bekommen. Kephalonia = Melancholia, Zante = Fior di Levante, in diesem Ausruf glaubt jeder Grieche die Charakteristik der beiden jonischen Nachbarinnen am treffendsten gegeben zu haben, und treffend ist sie in der That. Still und ernst ruht jene in der blauen Fluth, das wenige Leben birgt sich in versteckten Buchten, dem hellschimmernden Gestein wird nur mühsam einiger Tribut abgerungen.

Anders Zante. Wir fahren an dem langen Bergrücken hin, in den die Insel nach Norden ausläuft und erfreuen uns an der Fülle der Vegetation, an den vielen Häusern und kleinen Orten, die aus dem herrlichen Grün hervorlugen. Alles erscheint belebt, freundlich, einladend auf dieser lieblichsten aller jonischen Inseln. Sie schmiegt sich an einen zweizackigen Gebirgsgrat, der in der Mitte hoch aufragt und mit seinen kahlen Schroffen malerisch gegen das grüne, gartenartige Gelände, welches ihn umgiebt, contrastirt. Der Berg ist vulkanischen Ursprungs, wie denn überhaupt die unterirdischen Gewalten hier oft ihr Wesen getrieben haben. Noch heute bebt der Boden nicht selten und am südwestlichen Gestade, zu entfernt,

als daß wir sie hätten besuchen können, sprudeln einige Pechquellen, die industriell ausgebeutet werden. Am Fuße des höchsten Berggipfels in einer freundlichen Bucht liegt Zante, die Hauptstadt der Insel, überragt von einem alten Castell, das eine der vielen in's Meer auslaufenden Klippen krönt. Hier sollen wir den kleinen Dampfer erwarten, der alle zwei Wochen einmal den Verkehr zwischen der Insel und der Westküste des nahen Peloponnes vermittelt. Ein gutes italienisches Gasthaus, äußerlich zwar weit schlechter als die Pensionshotels in Corfu, in seinen Leistungen aber mindestens ebenso gut, gewährt uns die materiellen Bedingungen für den Aufenthalt. Wir kamen zum Mittagsfrühstück und konnten uns da sofort überzeugen, daß Zante wirthschaftlich auf einer weit höheren Stufe steht als Corfu. Dort war der dicke, schwere, erdige Wein des Landes kaum zu trinken, hier mundete das klare, feurige, edle Gewächs, besonders der weiße, demjenigen, dem die pastosen, süßen Sorten genehm sind, ganz vortrefflich. Die Gemüse, Artischocken, grüne Erbsen und junge Bohnen, ließen an Zartheit und Wohlgeschmack nichts zu wünschen übrig, das Beefsteak war saftig, die Fische gut, dazu kam die freundliche Beflissenheit der dicken, italienischen Wirthin, die Alles that, um ihre Gäste zufrieden zu stellen. Der Dampfer hatte eine ganze Anzahl gebracht. Entweder um diese durch eine besonders gewählte Toilette zu ehren oder um ihr zweifelhaftes Negligé zu verbergen, hatte die Padrona einen weiten grauen Regenmantel angelegt und

wartete in diesem eigenthümlichen Gewande den Ankömmlingen auf.

Unser dreitägiger Aufenthalt auf Zante sollte indessen bedeutend abgekürzt werden. Freunde aus Olympia-Druwa waren angekommen, sie wollten oder konnten nicht auf den Dampfer warten, das Wetter war völlig still, blauer Himmel, glänzendes Sonnenlicht, reine klare Luft verscheuchten jedes Bedenken gegen eine mindestens sechsstündige Barkenfahrt über das Meer und so wurde denn schnell der Entschluß gefaßt, noch am selben Tage das liebliche Eiland zu verlassen, dem Ziele des Ausfluges zuzueilen. Für einen kurzen Blick auf die Schönheiten desselben fand sich doch noch die erforderliche Zeit.

In seiner wirthschaftlichen Entwickelung, in der Cultur des Landes und in Betriebsamkeit seiner Bewohner ist Zante der Phäakeninsel Corfu weit voraus. Die Zantioten gelten überhaupt als die geschäftskundigsten, geweckteſten, umsichtigsten, freilich auch als die verschmitzteſten unter allen Nachbarn der jonischen Inseln. Die angeführte Signatur der Insel variirt der Grieche gern in „Zante Fior di Birbante". Von den entsittlichenden, entnervenden Einflüssen der englischen Herrschaft, denen Corfu sein Lotterleben dankt, ist diese Insel immer verschont geblieben. Man hat arbeiten müssen, um leben zu können. Da man aber für alle Arbeit guten Lohn und flotten Absatz gefunden, so hat man gearbeitet und damit das Ländchen zu selbstständigem Wohlstand gebracht. Die glücklichsten Bodenbedingungen, große Frucht-

barkeit, bequeme Absatzwege, das fest begrenzte, leicht zu übersehende Gebiet kamen der geweckten Intelligenz des Volkes zu Hilfe, um diesen Wohlstand zu erzeugen. Es wächst hier der Oelbaum, man erntet Baumwolle, Wein und alle Feldfrucht, man zieht prachtvolle Blumen in weiten Feldern, jetzt in den ersten Tagen des April, als wir aus der Heimat nur Berichte von scharfen Frösten, Schneemassen und Eisstürmen erhielten, dufteten hier die Rosen und Orangenblüthen; riesige Ranunkeln und stolze Gladiolen, dicke Levkoyen und andre kräftige Sommerblumen in großer Fülle schmückten Gärten und Zimmer, die Blumenpracht Zantes spottet jeder Beschreibung. Der Hauptartikel dieses Landbaues ist indessen die Korinthe. Die Korinthe gehört diesem Lande eigenthümlich und ganz allein. Schon in Corfu gedeiht sie nicht mehr, entartet bald zur Traube und wird daher dort nicht gepflanzt. Erst auf den südlichen Höhen von Kephalonia erzielt man gute Korinthenernten, Zante unter den Inseln und Patras auf den peloponnesischen Festlande sind als Mittelpunkte des Korinthenbaues zu betrachten, der sich südlich bis nach Messenien zieht. Im Osten des Peloponnes verschwindet die seltene Frucht wieder, Nordgriechenland kennt sie gar nicht. Es ist also ein sehr kleiner Landstrich, der die Welt mit diesem Leckerbissen versorgt, denn anderswo wird die Korinthenrebe nirgends gebaut. Die Hauptausfuhr geht nach England und zwar weniger als Stapel für den Weltmarkt, sondern zumeist zum eigenen Verbrauch. England

verzehrt in seinen Plumkakes und Plumpuddings mehr Korinthen, als die gesammte übrige Welt, Deutschland verbraucht sehr wenig von der bei uns etwas altmodisch gewordenen Frucht, Skandinavien ebenfalls, die übrigen Länder, außer Nordamerika, fast gar nichts.

Der knorrige, sehr kurz gehaltene Korinthenstock bedeckt alles für seine Cultur geeignete Land. Er trieb grade seine ersten kleinen Blättchen, denen bald die Blüthe folgt. Als Obst sind die kleinen dunklen Beeren hier nicht besonders beliebt. Süß, schwer, von eigenthümlicher Würze, wirken sie stark erhitzend und eignen sich wegen dieser Wärme-Erzeugung vorzugsweise für kalte, feuchte Länder, wie die britischen Inseln, wo sie diätetisch sehr gut wirken. Die Zante-Korinthe gilt als die feinste, fleischigste, aromatischste des griechischen Bodens. Neben derselben gedeiht hier die Weintraube ebenfalls vortrefflich. Zante ist die einzige Stätte des westlichen Griechenlandes, an der von jeher guter, kräftiger, sogar veredelter Wein gezogen wird. Erst neuerdings hat in Patras die Weincultur Boden gewonnen. Das gesammte übrige Westgriechenland baut entsetzlichen Rebensaft, von dem man nicht weiß, ob er durch den starken Harzzusatz noch mehr verdorben, oder erst überhaupt trinkbar gemacht wird. Das Gewächs von Zante kann natürlich den Charakter aller südlichen Weine nicht verleugnen. Die Eigenthümlichkeiten des Malaga, des Samos, des Marsala, des Cyperweins besitzt dasselbe ebenfalls. Neben diesen Specialitäten steht der Zante

aber gleichberechtigt, besonders der goldgelbe, der zu den angenehmsten Dessertweinen gehört, das edle Feuerblut von Tokai natürlich ausgenommen. In den auswärtigen Handel kommt wenig. Da die Korinthe den Boden besser verwerthet, so wird wohl Wein nur für den eigenen und den Bedarf der Nachbarschaft gezogen. Gleich üppig, zart und wohlschmeckend wie alle diese Früchte gedeiht hier das feine Gemüse. Schon jetzt finden wir Artischoken, grüne Erbsen neben Unmassen von Blumenkohl, besonders aber die Schoten der großen Bohne (faba), die man entweder ganz ißt oder nur die jungen noch grünen Kerne, beide von so viel Zartheit und feinem Wohlgeschmack, daß man die Verwandtschaft mit unserer groben Feldfrucht gar nicht herauserkennt. Da die höher gelegenen Theile der Insel vortreffliche Weidefluren bieten, so finden wir überall auch gutes Fleisch.

Wald und Garten wechseln ab auf der schönen, anmuthigen Insel, ertragreicher Wald von Oelbäumen, Obst und Orangen mit wohlbestellten, sprossenden und blühenden Gefilden von Blumen, Weinreben, Gemüsen und Würzkräutern. Schon die Stadt macht, verglichen mit andern in dieser Gegend, den Eindruck großer Wohlhabenheit. Die Häuser verrathen einen gewissen Comfort, viele Handelsfirmen, selbst englische, haben hier ihre Commanditen, die öffentlichen Gebäude, darunter ein stattliches neues Theater, bekunden Sinn für zweckmäßigen Luxus. Der Hafen war freilich wenig belebt. Die

Dampfboote aller griechischen Linien, ebenso diejenigen des langsamen Lloyd und mehrere englische legen aber auf der Rhede an, außerdem besteht ein reger Barkenverkehr zwischen der Insel und dem nahen peloponnesischen Festlande. Er bringt die Frachten und die Personen, welche die Dampfer hier absetzen, hinüber auf die Morea. Dadurch wird Zante zum Stapel und geschäftlichen Vororte der ganzen peloponnesischen Westküste, denn dort legt selten, kaum alle vierzehn Tage einmal, ein kleiner griechischer Dampfer an. Das wird sich kaum eher ändern, als bis einer der langsam sich entwickelnden Hafenorte des Festlandes die Inselstadt überflügelt und sich zum Schlüssel des weiten Hinterlandes macht. Vorläufig ist darauf indessen noch nicht zu rechnen.

Ein sehr schöner Weg führt zwischen Gärten und Landhäusern hinauf zu der alten Festung, ein anderer, landschaftlich noch schöner, zu einem hochgelegenen Kloster, dessen Insassen liebenswürdig Gastfreundschaft üben. Beide Punkte kehren, wie die Hauptstadt der Insel, ihr Gesicht nicht dem offenen Meere, sondern dem Festlande zu. Dieses ist aber viel weiter entfernt als die epirotischen Alpen von Corfu. Das verändert völlig den Charakter der Aussichten auf beiden Inseln, beide aber sind entzückend. Hier erfreut das Auge sich zuerst an der nächsten Umgebung, an der üppigen Vegetationspracht des wohlangebauten Landes. Nicht die romantischen Reize der Uncultur, das kräftige

Pflanzenleben der südlichen Wildniß umgiebt den Fuß des Felsens, sondern ein wohlgepflegtes Gefilde, welches in dieser Frühlingszeit verschwenderisch mit leuchtenden Farben ausgestattet ist, balsamischen Duft ausströmt. Nur die breiten Einsenkungen zwischen dem Stammgebirge der Insel tragen indessen diesen fröhlichen Gartencharakter. Weiter hinauf geht die Landschaft über in einen einzigen Wald von Oelbäumen, Orangen, Maulbeeren, aus dem gelegentlich die zarten Nadeln der Aleppokiefer, der Strandfichte und die dunklen Schirme der Pinie sich erheben. Ueber diesem Waldesgrün ragt dann der Doppelgipfel des grauen vulkanischen Felsens auf, der den Kern- und Mittelpunkt von Zante bildet, und ostwärts zu Füßen, wo das Meer weit in das Land hineinbuchtet, lagern sich die schmucken weißen Häuser der Stadt um die schlanken Glockenthürme, deren Form lebhaft an die der venetianischen Mutterstadt erinnert. Ein Glas des goldhellen Feuerweins, ein kühler Trunk Limonade, zu dem man die Citrone vom nächsten Baume pflückt, wird uns gern gespendet; haben wir Damen in unserer Gesellschaft, so bringt man ihnen gewiß auch einen der riesigen, stark duftenden Blumensträuße, den Stolz und die liebste Gastspende aller Zantioten. Da sitzen wir wohl stundenlang in dem Schatten des jungen Laubes und erlaben unsere Sinne an der lieblichen Culturlandschaft. Das Auge schweift indessen weiter, hinaus über den glänzenden Spiegel des dunkelblauen Meeres nach jenen östlichen Küsten, denen wir

zusteuern wollen. Zwar sind dieselben hier flach, so niedrig, daß nur ein gelblicher Landstreifen das kornblumenfarbene Meer umsäumt. Aus dem Hintergrunde aber schimmern die Schneeberge des gigantischen Erymanthus hervor, starkgefurchte, wild geformte Häupter, heute noch dicht in glänzende Schneedecken gehüllt, die in der Sonne wunderbar funkeln und leuchten. Das giebt ein Spiel von Farben, wie nur der volle Süden der Levante und auch hier nur das Meer und seine Küsten es hervorzuzaubern vermögen. Drängten nicht die Zeit, die Reisegefährten, der gemiethete Bootsmann und nicht zu wenigst die Sehnsucht nach dem Thal des Alpheios, so würden wir gern hier länger weilen mögen, an dieser glücklichen Stätte, wo, wie selten in Griechenland, landschaftlicher Reiz, Gunst der Lage, reich spendender Boden sich mit Intelligenz, Betriebsamkeit und wirthschaftlicher Tüchtigkeit der Bewohner vereinen, um alle Ansprüche zu erfüllen, welche ein etwas verwöhnter Sinn zu machen sich berechtigt glaubt. Nur wenige Touristen kommen nach Zante und selten nur hält einer sich längere Zeit hier auf. Das ist sehr schade, denn wie jede der jonischen Inseln ihren ganz bestimmten Charakter, ihre eigenthümlichen Schönheiten besitzt, so bietet auch diese anderes und in gewisser Beziehung mehr als ihre Nachbarinnen, sie ist in Wirklichkeit die „Blume der Levante“.

Im Peloponnes.

Heiß strahlte die Sonne vom tiefblauen Himmel auf das stille, spiegelglatte Meer, als unser Barkenführer sein Schiffchen rüstete zur langen Seefahrt. Es gilt bei zweifelhafter Jahreszeit und unbeständiger Witterung für ein Wagniß, von Zante aus in einem Kaik hinüber nach der Küste des Peloponnes zu segeln; man geht dann entweder mit dem Dampfer weiter bis Patras, von wo man in zweitägiger Wagenfahrt die Alpheios-ebene bei Olympia erreicht, oder man wartet einen kleinen griechischen Küstendampfer ab, der alle zwei Wochen Zante berührt und dann hinüber nach dem kleinen Hafen-örtchen Katakolo steuert, von dem man in fünf bis sechs Fahrstunden ans Ziel gelangt. Denn die Meerfahrt im Nachen ist bei schlimmem Wetter bedenklich, sie kann leicht einen vollen Tag und darüber währen und kann, wenn nicht ernste Gefahren, so doch große Unannehm-lichkeiten, Durchnässung, Erkältung, Hunger und Durst bringen. Jetzt aber, in den ersten Apriltagen, waren die Aequinoctialstürme vorüber, heute besonders lag das

Meer glatt und ruhig da, dann dauert die Ueberfahrt kaum länger als sechs Stunden und wird zur angenehmen Wasserpromenade. Vorsorge wurde dennoch getroffen. Eine Menge Citronen, frisches Quellwasser und Zucker sollten als Limonade den Durst löschen, einige Flaschen feuriger Zantewein, Feigen, Brod, Hühner, Käse zu substantiellerer Erfrischung dienen.

In fröhlicher Gesellschaft begann die Fahrt. Ein englischer Professor mit drei jungen Studenten wollte mit ihr seine Wanderung durch den Peloponnes beginnen, die beiden Commissare der olympischen Ausgrabungen kehrten auf diesem Wege von Athen in die provisorische Heimath zurück, an Unterhaltung fehlte es also nicht. Lange mußten wir an der felsigen Küste der weitgestreckten Insel hinrudern, denn den leichten Westwind hielten die Berge ab, das Segeln war vorläufig deshalb unmöglich. Da konnte man die Einzelnheiten des üppigen Eilandes genau betrachten, sich an der hohen Fruchtbarkeit und der entwickelten Cultur erfreuen, sowie an den reizenden Landschaftsbildern, welche die vielen kleinen Buchten dem Auge boten. Ueber den kahlen, gelblichen Klippenrand, den unten die blauen Wogen bespülen, steigt sanft in schwacher Hebung die grüne Flur auf, von hier erscheint sie als ein einziger Wald, in den kleine Felder, Gärten, Korinthenäcker eingeschlossen sind, den kleine Bäche in lebhaften Sprüngen durcheilen, aus dem zahlreiche menschliche Ansiedelungen hervortreten. Der Doppelgipfel des höchsten Zantefelsens überragt kahl und nadelspitz das

anmuthige Unterland. Das wechselt in Einzelheiten, bleibt aber doch immer in demselben Landschaftscharakter. Plötzlich aber kühlt ein frischer Windhauch die glühende Luft, das Schiffchen wendet nach Osten hin, wir klappen unsere Sonnenschirme zu und suchen hinter den aufgespannten Segeln Schatten. Die äußerste Südspitze der Insel ist erreicht, frei breitet das leuchtende Meer sich vor uns aus.

Jetzt erst beginnt die volle Lust der Seefahrt. Der schlanke Kaik schneidet scharf in das feine Wogengekräusel, Delphine schnellen munter aus demselben hervor, sie scheinen unser Schiffchen begleiten zu wollen, welches seinen Lauf nach Südost hin richtet, den gelben Hügelkämmen zu, die dort das tiefblaue Meer einsäumen. Es schwimmt sich so wohl auf der Flut bei so köstlichem Wetter, in so munterer Gesellschaft und angesichts des Zieles, dem wir zusteuern. Immer klarer und schärfer tritt die Berglandschaft der Halbinsel in unser Gesichtsfeld. Die Schneehäupter des Erymanthus und seiner nordarkadischen Nachbarn haben wir schon von Zante aus gesehen. Jetzt zeigen sie sich als Spitzen und Kronen ausgedehnter Gebirgsmassen, die in breiten Linien sich am Horizonte lagern, zuerst nur als lichtblaue Wände erkennbar, bald aber sich auflösend in Gruppen, Ketten und Rippen, deren Einzelformen dem Bilde Mannigfaltigkeit geben, die sich durch die tiefen dunklen Schatten der Thäler immer malerischer gliedern. Es dauert volle sechs Stunden, ehe unser Boot um

den letzten kleinen Vorsprung biegt, der die Bucht von Katakolo schützt, doch die Zeit ist schnell vergangen auf der angenehmen Meerfahrt, in Betrachtung einer Gebirgslandschaft, die noch großartiger, farbenreicher und lieblicher erscheint, weil sie für unsern Blick unmittelbar dem Meere entsteigt. Denn das weite Flachland von Elis und Achaja verbirgt sich vollständig zwischen Gebirge und See, nur eine einsame Spitze ragt, weit nach Westen vorgeschoben, in die Flut hinein, das Vorgebirge Chelomatas, auf dem eine alte Feste liegt.

Katakolo ist heute ein Hafenörtchen von kaum einem Dutzend Häusern, welches eine Stadt werden soll. Die langgestreckte Westküste des Peloponnes ist fast gänzlich hafenlos. Man hat nun diese von der Natur ziemlich günstig gebildete Bucht, die freilich den Stürmen aus Süden und Westen noch offen preisgegeben ist, ausgewählt, um in ihr einen Hafen anzulegen. Französische Ingenieure sind mit der Ausführung dieser Anlage betraut und haben bereits ein tüchtiges Ende des Steindamms in das Meer geführt, der den Schiffen Schutz gewähren soll. Das Material sprengen sie von dem mürben Stein der nahen Hügelkette ab und führen es auf Schienen an Ort und Stelle. Diesen Franzosen dankt der Ankömmling auch eine im inneren Griechenland seltene Gelegenheit, sich durch gute Speise und einen Schluck Bordeaux zu erfrischen. Sie haben zwischen den armseligen Häusern von Katakolo ein Wirthshaus errichtet, welches seine Gäste recht gut bedient. Der

Verkehr ist in dem jungen Hafen heute noch gering. Alle 14 Tage langt ein kleiner Dampfer dort an, der, von Patras auslaufend, alle erreichbaren Küstenpunkte der Morea besucht und nach etwa 5 Tagen wieder zurückkehrt. Sonst kommen nur die Barken von Zante herüber mit Fracht und Passagieren. Dieser Lokalverkehr hat sich während der letzten Zeit gehoben; in guter Jahreszeit findet der einzelne Reisende, dem der Preis von ca. 60 Francs für eine eigene Barke zu hoch ist, wohl täglich Gelegenheit, die ihn für 5 bis 10 Francs mit hinüber nimmt. Im Herbst kommen englische Dampfer nach Patras und Zante, um die großen Korinthenernten abzuholen. Sie legen heute wohl noch kaum in dem bis jetzt wenig gesicherten Katakolo an. Wenn der Hafenbau indessen weiter vorgeschritten sein wird, so dürfte dieses junge Oertchen dem alten Patras wohl einen Theil seines Schiffsverkehrs abnehmen, denn die Producte der Landschaften von Elis, Triphylien, Arkadien gelangen leichter hierher, als nach dem Emporium von Achaja.

Wenn nur die Straßen im Binnenlande besser, ja wenn solche nur überhaupt vorhanden wären. Im Osten des Peloponnes sind einige wenige vollendet, andere in Angriff genommen worden. Weit schlimmer aber steht es in dieser Beziehung um den Westen. Kaum zwei Meilen von dieser Anländе liegt die lebhafte Provinzialstadt Pyrgos, wie die meisten heutigen Städte eine Neuschöpfung des jungen griechischen Königreichs auf einer Stelle, wo nachweisbar früher niemals eine Ansiedelung

gewesen ist. Katakolo muß eigentlich als eine Schöpfung von Pyrgos gelten, welches hier seine Erzeugnisse verschifft und sich durch diese Meerverbindung selbstständig Patras gegenüberstellen will. Nach Pyrgos führt daher eine recht gute Straße. In diesem Jahre nun hat Griechenland endlich die Bestimmung des mit dem deutschen Reiche geschlossenen Vertrages erfüllt, die es verpflichtete, diese Straße weiter bis ins Alpheiosthal auf die olympische Ebene zu führen. Damit dringt eine Verkehrsader jetzt 2 bis 3 Meilen tiefer ins Land, erreicht das Thal des Hauptstromes und könnte von hier ohne große Mühe und Opfer weiter geführt werden bis nach dem central gelegenen Tripoliza, welches den Brennpunkt der Straßenstrahlen des Peloponnes bilden soll. Erst dann, wenn nördlich nach Korinth, östlich nach Argos und Nauplia, südlich nach Sparta und zu unserer Westküste nach Pyrgos verbindende Straßenadern das Land durchziehen werden, kann das Lebensblut des Handels, der Cultur und des allgemeinen Verkehrs diesen Körper durchströmen. Heute liegt er noch starr und todt. Es geschieht aber wenig, langsam und lässig, um diese erste wichtigste Aufgabe zu erfüllen. Das Innere der Halbinsel ist noch so gut wie straßenlos.

Ein bequemer Landauer brachte uns in kaum zwei Stunden von Katakolo nach Pyrgos. Man thut Unrecht, sich diese elischen Küstenlandschaften als vollkommenes Flachland, als unabsehbare, nur im Hintergrunde von den arkadischen Gebirgen eingesäumte Ebenen zu denken.

Es ist vielmehr ein ziemlich lebhaft bewegtes Hügelland von ganz kräftigen Bergzügen durchzogen, die etwas weiter südlich, wo sie den Alpheios bis zu seiner Mündung in's Meer begleiten, eine recht ansehnliche Höhe erreichen. So wird denn auch dieser niemals ein Niederungsfluß, er behält seinen Charakter als Gebirgsstrom bis zum Strande. Uns gewährt der ansteigende Weg hübsche Blicke auf das nahe Land. Unten in der Tiefe treten Lagunenbildungen weit in dasselbe hinein. Ausgedehnte trübe Becken voll Brackwasser, Sumpflachen voll Schilf und schlankem Röhricht, die ein niedriger oft durchspülter und überfluteter natürlicher Damm vom offenen Meere scheidet, lagern sich vor die Küste und hindern jede Verbindung mit dem Meere. Die Ausläufer des Gebirges treten manchmal zwischen diese Lagunen und grenzen einen ihrer Wasserspiegel von dem anderen ab, zuerst die Randberge des Alpheiosthales, weiter im Süden das Vorgebirge Samikon mit den Resten einer antiken Festung. Der Boden ringsumher, über den unser Weg führt, ist erst zum kleinen Theil von der Cultur erobert. Korinthenäcker, Gerstenfelder, blühende Obstbäume, Mandeln und Orangen bezeugen die Fruchtbarkeit des Landes, aber sie bilden eigentlich nur Oasen in demselben. Weite Strecken decken nur der hochstaudige, vollblühende Asphodelos, das üppig wuchernde Ginstergestrüpp mit seinen goldgelben Blüthen, purpurne Anemonen, die wilde Artischoke, Brombeergerank und verwilderte Weinreben, deren junges Laub

luſtig um die Grabenränder flattert. All dieſer Grund und Boden liegt noch brach und harrt des Beſitzers, der ihm ſeinen Ertrag abgewinne. Der Staat giebt dieſes herrenloſe Gut um ein ganz Geringes, eigentlich nur um einen Scheinpreis her an jeden, der ſich darum bewirbt. Diejenigen, die ſich vor 50 Jahren um die Befreiung Griechenlands von der türkiſchen Herrſchaft verdient gemacht hatten, bekamen damals weite Gutsbezirke gegen eine Jahresabgabe, eine Art Zehnten, denn mit dem Abzuge der Türken war alles Grundeigenthum, welches nicht Klöſtern oder ähnlichen Verbänden gehörte, frei geworden. Kein Türke beſitzt heute mehr einen Fußbreit Ackerland auf griechiſchem Boden. Durch dieſe Maßregel hat ſich eine Klaſſe von Grundbeſitzern gebildet, die zu verhältnißmäßig hohem Wohlſtand gelangt und ſich vergrößert, wenn mehr und mehr von den noch brachliegenden Gründen in Privathände und damit unter Cultur kommt. Dieſe Ackerbeſitzer brauchten natürlich einen Stapelort für ihre Producte, einen Mittelpunkt des Verkehrs, die meiſten, die nicht einſam zwiſchen ihren Korinthen- und Gerſtenfeldern leben wollten, auch eine Wohnſtätte. Dieſe mußte neu gegründet werden. So iſt Pyrgos entſtanden.

Für griechiſche Verhältniſſe iſt Pyrgos eine anſehnliche Stadt, ſie gilt deshalb für eine reiche, weil die Grundbeſitzer der weiteren Umgebung dort wohnen und einen gewiſſen Luxus treiben. Unſeren europäiſchen Maßſtab darf man freilich an derartige neuhelleniſche An-

siedelungen nicht legen. Die Häuser stehen regellos durcheinander, von Straßenpflaster ist keine Rede, die einzige geschlossene Straße besteht meistentheils aus Holzbaracken, in deren nach der Straße geöffneten Räumen Handwerker arbeiten. Pyrgos hat aber sein Theater, welches wegen der Fasten. heute leider geschlossen war, es hat seine Bank und andere öffentliche Anstalten, die eine gewisse Bedeutung bekunden. Die Lage auf einem Hügelrücken gewährt einerseits Aussicht zum Meere hin, andererseits auf die östlichen Berge und die fruchtbare Landschaft, die sich jetzt in die üppigen Farben des Frühlings gekleidet hatte. Selbst die Gipfel der Schneeberge gucken über die niedrigeren Ketten der Höhen von Elis herüber auf die junge Stadt.

Es war fast Abend geworden, als wir dort ankamen. Die weiteren drei Fahrstunden nach Olympia auf der neuen erst halbfertigen Straße mußten auf den nächsten Vormittag verschoben werden und deshalb sollte die Einladung eines Gastfreundes angenommen werden, der zwar selbst zu den Feiertagen nach Athen gereist war, aber sein Dienstpersonal mit unserem Empfange beauftragt hatte. Das Haus, eins der geräumigsten und stattlichsten im Orte, war zwar bald gefunden, aber nicht der Eingang in dasselbe. Alle Thüren blieben verschlossen, kein Pochen half, alle nach dem Hauswart ausgesandten Boten kamen unverrichteter Sache zurück. Der Kerl lag in irgend einer Schenke betrunken, das meinten alle, die ihn kannten, aufzufinden war er indessen nicht. Wir

mußten uns also entschließen, eins der beiden bescheidenen Gasthäuser des Städtchens aufzusuchen. Es war mitten in der Charwoche, die strengste Zeit der Fasten. Die Gäste, die mit umgehängten Plaids an der Wirthstafel saßen, begnügten sich mit einer Wassersuppe, mit etwas Salat, höchstens einem Stückchen Stockfisch. Unser durch keine Religionsgebote in enge Schranken gebannter Hunger verlangte mehr, mehr als der Wirth zu geben im Stande war. Weil Niemand Fleisch ißt, schlachtet man in dieser Zeit auch keins, alle Vorräthe waren verbraucht. An Bereitwilligkeit fehlte es den Leuten nicht, ein Stückchen Rindfleisch hatten sie endlich doch noch aufgetrieben, etwas Suppe, einige Eier, ein Schnitt Käse vollendeten das frugale Mahl, bei dem mir die ersten Versuche in geharztem Weine zugemuthet wurden. Der Gebrauch, allem Weine einen starken Zusatz von Fichtenharz zu geben, geht durch ganz Griechenland. Er verwandelt den Rebensaft in eine übelriechende und noch übler schmeckende Medizin. Gleichwohl gewöhnen die Trinker sich sehr bald an diesen widerlichen Geruch, unsere Landsleute trinken den Resinatwein gern und viel.

Die Nacht in der unsauberen Herberge, auf den harten mit allerhand Ungeziefer stark bevölkerten Lagern war keine gute; glücklicherweise war sie keine lange. Der Morgen zeigte uns die Stadt in den Vorbereitungen zum Osterfeste. Die Verkäufer von Osterkerzen hatten ihre Läden mit Laub- und Blumengewinden geschmückt, die jungen Lämmer, die morgen feierlich der Schlacht-

bank überliefert werden sollten, waren mit Blumen umwunden oder roth in der Wolle gefärbt, und auf der Straße leuchteten die frischgewaschenen Faltengewänder der Männer in tadelloser Weiße. Die reichen Griechen geben etwas auf ihre Nationaltracht. Die schönen alten Männer mit dem rothen Fez, den gestickten Sammtwämsern, mit der reich ausgestatteten Gürteltasche, aus der die kostbar ausgelegten Griffe von Pistolen, Dolchen, Messern hervorblicken, mit einer Fustanella, die volle 40 Meter weißen Baumwollenstoff enthält, mit Schnabelschuhen und gestickten Gamaschen schreiten mit königlichem Anstande einher, für sie hat die Festzeit längst begonnen. Zu sehen ist sonst in Pyrgos nichts, sein größter öffentlicher Comfort besteht in einer Menge von Brunnen, die, meist aus monumentaler Steinumkleidung, unablässig kühles frisches Wasser hervorsprudeln.

Bald war der Wagen bereit, der uns ans Ziel bringen sollte. Die Gegend behält denselben Charakter, Hügelland, Abzweigungen der Centralgebirgsstöcke nach dem Meere hin, oben wenig bebaut, also wohl wenig fruchtbar, in den Thalsenkungen meist cultivirt und zwar hier mehr, als gestern zwischen Katakolo und Pyrgos. Der alte Reitweg bleibt im Flachlande, er geht südlich, bis er das Alpheiosufer erreicht und folgt diesem aufwärts bis zum Gebiete der Ausgrabungen. Er mag bei hohem Wasser wohl oft der Ueberflutung ausgesetzt sein, auch berührt er keine Ansiedelungen, die von einer Fahrstraße hätten Nutzen ziehen können. Deshalb hat

man diese wohl auf Umwegen über die Berge geführt, an denen zahlreiche Dörfer haften. Sie ist schlecht, ein primitiv aufgeschütteter Damm, in den die Räder sich tief einmahlen, gewährt aber schöne Ausblicke, besonders jetz, wo der volle Frühling Bäume und Gesträucher mit farbigen Blüthen dicht überschüttet, wo die grünen Gerstenfelder, das röthliche junge Weinlaub, die Orangen und Heckenrosen wetteifern, um die Landschaft mit intensivem Farbenglanze auszustatten. Unser Weg führt über einige Gebirgsausläufer von mürbem Stein, meistentheils loses Conglomerat oder Muschelkalk, die alle parallel zum Alpheiosthal hinlaufen und die kleinen Bachthäler einranden, welche ihr Wasser in den Alpheios ergießen. Auf der Höhe dieser zu jenem Strome sich vorschiebenden coulissenartigen Querrippen liegen überall Dörfer, deren Häuser von Obstbäumen, Mandeln oder Birnen, Orangen oder Feigen, umgeben sind. Die Fieber, welche den Thalboden während der Sommerzeit vergiften, mögen die Menschen mit ihren Ansiedelungen wohl hinauf an die Berge getrieben haben. Die Thalgelände unten werden oft von den sich nähernden Bergzügen eng zusammengeschlossen, dann wieder breiten sie sich aus, so daß man annehmen muß, es sei ehemals der Abfluß verrammelt und dies Gefilde alter Seeboden gewesen. Die große Fruchtbarkeit spricht für diese Annahme, ebenso die Feuchtigkeit und die völlige Ebenheit solcher Flächen, die alle mit Korinthen und Gerste bebaut sind. Die Landschaft erscheint durchaus nicht so kahl, wie man sie

gemeinhin schildert. Die hellgrüne, vollkronige Strandfichte (pinus maritima) bedeckt in schönen Exemplaren, die allerdings sich niemals zum dichtgeschlossenen Walde vereinen, die Höhen und Absenkungen der Bergzüge.

Wechselvoll und unterhaltend ist daher der Weg, der mindestens drei solcher Bergrippen überklettert, durch die Dörfer führt und dann wieder die fruchtbaren Thalsenkungen durchschneidet. Oben, wo der Blick frei wird, sehen wir das Meer und die Hochgebirge des östlichen Hintergrundes, unten erfreuen wir uns an der Fruchtbarkeit, an dem üppigen Grünen und Blühen. So vergeht die Zeit schnell und angenehm. Ein letzter Querriegel von Muschelkalk wird überschritten, vom Alpheios sehen wir noch immer nichts. Das Flüßchen aber, in dessen Thalmulde wir uns befinden, ist der Kladeos, jener lebhafte Gebirgsbach, der am Westrande der heiligen Stätten von Olympia sich in den Alpheios ergießt. Der schroffe, malerisch zerklüftete Höhenzug, der diesen Kladeos am jenseitigen östlichen Ufer begleitet, hieß bei den Alten der Olympos, dessen äußerster, isolirt vorgeschobener kegelförmiger Ausläufer der Kronoshügel ist. Auch auf unserer, der westlichen, Seite begleitet so eine schmale Gebirgsrippe den Lauf des Kladeos, auch sie springt coulissenartig in's Thal des Alpheios vor. Hoch oben auf ihrem äußersten Rande hat sich das Griechendorf Druva angesiedelt, und das stattlichste, am weitesten an den Abhang des Berges vorgeschobene Haus dieses Dorfes gehört dem deutschen Reiche, dort wohnen die

Commissare der Ausgrabungen, dort ist für die nächste Zeit unsere Heimath.

Der Wagen rollt aus der Enge des Kladeosgrundes hervor, wir überschauen jetzt zum ersten Male das weite Thalgelände des Alspheios. Der Bergstrom wälzt sein graues Wasser in gespaltenem Laufe tief unten zwischen selbstgeschaffenen weißen Sandbänken dahin. Schön bewaldete Bergzüge, die nicht selten auch den nackten Felsen zeigen, treten mit ihren scharf abfallenden Giebelseiten an die weite Gasse, die der Fluß sich gebildet. Zwischen diesen malerisch geformten Bergen des nördlichen Thalrandes und dem Ufer des Alpheios breitet sich der Thalgrund aus mit seinen Gersten- und Korinthenfeldern. Unter ihnen liegen die Heiligthümer von Olympia bestattet. Eine weite Gruft hat sich bereits geöffnet, aus deren Tiefe das Steingebälk, die Säulentrommeln, die Basen und Kapitäler des Zeustempels emporstarren. Wir sehen nur erst einen ganz kleinen Theil des heiligen Bodens aufgewühlt, um die Ueberreste der antiken Tempel aufzudecken. Denn die Arbeit erscheint eine weit langwierigere und schwierigere, als wir sie uns vorgestellt hatten. Das Auge ermißt eine Tiefe von 15 bis 20 Fuß von der grünen Erdoberfläche bis zu den Fundamenten der freigelegten Gebäude. Diese Schicht abzuheben erfordert viel Zeit, verursacht große Kosten. Tiefe grabenartige Einschnitte durchziehen nach verschiedenen Richtungen den Boden. Wo dieselben auf keine Spur hinführen, da hat man sie verlassen. Wo aber

Trümmergestein oder Mauerstücke den Hacken und Spaten Widerstand leisten, da ballt der Knäuel der Arbeiter sich fester zusammen, da sieht man graben, schaufeln, karren mit emsigem Eifer. Die neue von Griechenland erbaute Straße führt uns gradezu auf das Ausgrabungsfeld. Unser Wagen ist der erste, der über die Kladeosbrücke der neuen Straße direct in den heiligen Bezirk fährt. Aber nur einen flüchtigen Blick werfen wir auf denselben, die Pferde stehen gesattelt zu dem halbstündigen Ritte hinauf nach Druva.

Olympia.

Deutsches Leben auf Druva.

Ueber die Vorsprünge und Abhänge des Druvahügels klettern unsere Rosse auf einem romantischen Schlängelwege in einer halben Stunde hinauf zu dem Griechendorf, in dem das deutsche Reich seinen hiesigen Commissaren eine Wohnstätte erbaut hat. Auf äußerstem Vorsprunge, in freier, aussichtsreicher Lage erhebt sich dieses Haus, das stattlichste in dem ärmlichen Dorfe. Wenn auch die Wahl dieses Platzes eine freie war, so mußten doch verschiedene wirthschaftliche Gründe für die unmittelbare Nachbarschaft eines bereits vorhandenen Dorfes entscheiden in einem Lande, welches gar keine Verkehrsmittel besitzt. Etwas Fleisch, Schafsmilch, Brod, oder wenigstens das Material zu letzterem läßt sich doch von den Landleuten beschaffen. Deshalb ist die Lage des deutschen Druvahauses die denkbar zweckmäßigste. Es überschaut von seiner Höhe das ganze Alpheiosthal, blickt direct hinab auf die Ausgrabestätten des Altisbodens und lehnt sich an ein stark bewohntes Dorf, aus dem außer jenen Wirthschaftsstoffen zunächst schon

der starke Bedarf an Reitpferden zur Verbindung mit den Ausgrabungen zu beschaffen ist. Das Haus, von den in der Nähe gebrochenen Steinen kunstlos erbaut, sieht auf den ersten Anblick recht stattlich aus. Seine breite Front giebelt sich in der Mitte spitz auf, seine blanken Fenster sind aller Wahrscheinlichkeit nach die einzigen im Dorfe. Sie sind sogar doppelte, denn scharf streichen die Winde um die freistehende Wohnung, die so leicht und locker gebaut ist, daß Regen und Stürme sich trotzdem überall Eingang verschaffen. Im vorvergangenen Winter ist das Häuschen noch enger und dürftiger gewesen, so daß die Commissare des großen deutschen Reichs, die hier ihre schwere Winterarbeit unter Verzicht auf alle geselligen und sonstigen Genüsse der civilisirten Welt, auf wissenschaftliche, wie auf künstlerische Anregungen verrichten mußten, auf drei enge Schlafkämmerchen und ein kleines gemeinsames Speisezimmer angewiesen waren. Daß das so nicht bleiben könne, sah man selbst in Berlin an entscheidender Stelle ein und suchte durch zwei seitliche Anbauten der Dürftigkeit etwas abzuhelfen. Bequem und behaglich wohnt man trotzdem noch immer nicht in dem Hause des deutschen Reichs auf Druva.

Wir treten, freundlich willkommen geheißen, ein. Die äußerste, schmuckloseste Einfachheit und Knappheit hat auch die Vergrößerung des Häuschens nicht beseitigt. Ein schmaler Gang durchschneidet es in der Mitte. Rechts, dicht neben der Hausthür, liegt die Küche, links

ein Verschlag, der theils als Vorrathsraum, theils für die nothwendigen Bequemlichkeitsanstalten benutzt wird. Da stehen Lampen, hängen Sättel, Körbe, Decken, da wird mancher Speisevorrath, besonders Apfelsinen, Gemüse und dasjenige aufbewahrt, was durch böse Nachbarschaft nicht verdorben wird, da putzt man unsere Stiefel, da schläft auch, glaube ich, die Dienerschaft des Hauses. Die drei Schlafkämmerchen liegen weiter an diesem Mittelgange. Der Baumeister, der für den technischen Theil des Werkes als Commissar fungirt, benutzt das eine, die beiden Substituten des Archäologen und des Architekten, ein junger Bauführer und ein Stipendiat des archäologischen Instituts in Athen, die beiden anderen. Unser Gang endet in ein größeres zweifenstriges Speisezimmer, welches nicht nur für die gemeinsamen Mahlzeiten, sondern auch als einziger Gesellschaftsraum dient. Da nun die Schlafkämmerchen so knapp angelegt waren, daß die Bewohner darin weder zeichnen, noch größere Arbeiten verrichten konnten, zu denen man Bücher, Pläne, Karten und sonstige Hilfsmittel bedarf, so ist neuerdings zur linken Seite des Speisezimmers ein langes schmales Technikon erbaut, an dessen Wänden die kleine, allmälig gesammelte Bibliothek Platz findet, an dessen beiden Fenstern ein langer Tisch Raum für Reißbretter, größere Zeichnungen und umfangreichere Schreibereien gewährt. Dort arbeiten jetzt die Herren meist. Dem archäologischen Commissar, dem geistigen Leiter des ganzen Werkes, mußte etwas mehr Wohnung

gewährt werden, da er den Muth gehabt hat, seine junge Frau in diese Einöde zu führen. Für ihn ist deshalb zur rechten Seite des gemeinsamen Speisesaales ein kleines Wohnzimmer hergerichtet und an dieses schließt sich ein größeres Schlafgemach, die besten Zimmer im Hause. Daneben liegt nun noch das schmale Graphion, das Schreibzimmer, Bureau, Amtslokal, wo mit den Leuten verhandelt, die Post befördert, das äußerlich Geschäftliche abgemacht wird. Platz für Gäste, selbst für solche, die eigentlich in Olympia keine Gäste sein sollten, wie Curtius, Adler, v. Radowitz, gewährt das Reichshaus nicht. Kommt Besuch, den man nicht gern der seit einem Jahr eingerichteten ärmlichen Dorfherberge überlassen will, so werden die Pulte aus dem Graphion oder die Bücherbretter aus dem Technikon geräumt und dort einige Feldbetten aufgeschlagen, worunter natürlich die Freiheit und Ungenirtheit des Arbeitens leiden muß.

In dieser Häuslichkeit verleben die fünf Personen den Winter, der trotz der südlichen Lage ein recht langer und harter werden kann. Für Erwärmung sorgen allenfalls einige Oefen, aber die endlosen Regenzeiten, die heftigen Stürme, die gänzlich isolirte, von jeder Verbindung abgeschnittene Lage machen das einförmige Leben auf der Felskuppe von Druva noch einförmiger. Kommen dann einmal, was ja auch mitten im Winter passirt, schöne Tage und treffen diese grade auf die zahlreichen Kirchenfeste, welche den Griechen die Arbeit verbieten, dann sattelt man wohl die Pferde, packt einige Conserven

in den Reisesack, versieht sich mit Decken für alle Wettereventualitäten und reitet gemeinsam hinaus in's nahe Gebirge, die Thäler des Ladon, des Erymanthus hinauf, hinüber nach dem romantischen Triphylien oder weiter in die wilden Gebirge Arkadiens, zwei, drei Tage lang. Das ist die einzige Unterbrechung des eintönigen Winterlebens auf Druva.

Für alle sonstigen Entbehrungen vermag nicht einmal ein behagliches materielles Leben die Pioniere des deutschen Reiches zu entschädigen. Ich hatte vorher gemeint, daß die ersten Nahrungsstoffe, daß Fleisch, Brod, Gemüse, Fische, Früchte, Wein hier reichlich und spottbillig zu bekommen sein müßten. Das ist indessen durchaus nicht der Fall. Frische Butter gehört auf Druva zu den gänzlich unbekannten Leckerbissen, die Milch der Schafe und Ziegen reicht knapp für den Bedarf, Rinder giebt es in diesen wenig cultivirten Gegenden so gut wie gar keine. Selbst das Schafs- und Hammelfleisch ist von sehr geringer Güte, man ist daher fast ausschließlich in seinem Fleischbedarf auf Lämmer angewiesen, so magere, erbärmliche Thiere, daß man an ihnen nicht viel mehr findet, als Haut und Knochen. Eier gehen der Wirthschaft selten aus, so daß man an ihnen zu dem Morgenthee einen willkommenen Ersatz für die fehlende Butter hat. Auch Hühner erhält man wohl, doch ist selbst auf alle diese Dinge nicht mit absoluter Gewißheit zu rechnen. Der Briefbote, der jeden Morgen die drei Stunden nach Pyrgos reitet, um die Post zu besorgen,

bringt dann auf seinem Rosse zugleich einiges Material zur Füllung der Speisekammer mit, soweit er dasselbe dort erhält. Fische sind überaus selten, Rindfleisch jedoch, Gemüse, Apfelsinen und Citronen trägt er ab und zu herauf und oft blickt man, wenn der braune Papadopolos heranreitet, weit neugieriger auf seine Vorrathstaschen als auf die Briefmappe, die an gewöhnlichen Tagen meist leer ankommt. Thee, Kaffee, Zucker, geräucherte Schinken werden zur gemeinsamen Wirthschaft im Großen von weiterher eingekauft, sogar einige Conserven sind immer vorräthig für den Nothfall, wenn einmal das Fleisch gänzlich ausgeht, oder für größere Ausflüge in unwirthlichen Gegenden, wo man auf keine Gastfreundschaft rechnen kann.

Mit diesen bescheidenen Mitteln richtet sich das häusliche Leben der Commissare des deutschen Reichs auf Druva ein. Dieses Reich stellt ihnen einen Koch, einen Diener und eine Dienerin, die allerlei häusliche Geschäfte, zugleich auch die Wäsche und ähnliche Dienstleistungen besorgt. Die brave Pasquina ist zwar nicht mehr jung und durchaus nicht schön, aber sehr tüchtig und springt überall bei, wo sie mit Nadel und Zwirn, mit Seife und Bügeleisen, mit Bürste und Kamm oder Besen helfen kann. Ein wahrer Schatz ist Georgios der Diener. Er hat den Dr. Hirschfeld auf seinen Forscherreisen in Kleinasien begleitet, spricht türkisch, neugriechisch und macht bereits gelungene Versuche im italienischen und deutschen. Er weiß sich auf alle Eventualitäten des

wirthschaftlichen Lebens einzurichten, versieht seinen Dienst nicht nur gewissenhaft, sondern selbst mit einer gefälligen Grazie und Eleganz. Mit den Leuten im Dorfe weiß er sich vortrefflich zu stellen, sie behandeln ihn wie eine Art Standesperson und auch auf größeren Ausflügen ist seine Begleitung um dieser Vorzüge willen fast unentbehrlich. Er sorgt für die besten Pferde, kauft alle Zehrmittel am besten ein und versteht dieselben, allerdings nur nach Landesart, zuzubereiten. Deshalb leistete er früher auch die Dienste der Küche. Jetzt ist ein eigener Koch angestellt, Corfiote von Geburt und in guten Schulen für seinen Beruf gebildet. Er bittet immer, ihn nur nicht nach seinen heutigen Leistungen zu beurtheilen; er könne ganz anders kochen, betheuert er, wenn ihm nur die erforderlichen Stoffe zur Verfügung gestellt würden. Und doch ist seine Kunst unter diesen erschwerenden Umständen eigentlich noch bewundernswerther. In wievielerlei Gestalten und Verbindungen er das eine magere Lamm, welches Tag für Tag in seine Küche wandert, auf der Tafel erscheinen läßt, wie er die in ihrer Urform schwer genießbare Kartoffel variirt, was er mit Hilfe von Reis, trockenen Gemüsen und anderen gleichgiltigen Stoffen in Mischspeisen, Puddings, Pilaws herstellt, ist staunenswerth. Ueber eine gewisse Einförmigkeit bringt er trotz gewissenhafter Anwendung aller Eingeweide und Weichtheile des ewigen Lammes den Speisezettel doch nicht hinaus.

Mit Hilfe dieser drei dienenden Geister leitet der

Commissar Dr. Hirschfeld die Wirthschaft. Diese wird auch noch dadurch erschwert, daß der einzige Brunnen des Dorfes eine kleine Viertelstunde unterhalb des Hauses aus dem Berge quillt, alles Wasser daher von bezahlten Trägern heraufgeholt werden muß. Die Griechen treiben mit diesem Artikel keinen Luxus, im deutschen Hause aber, welches selbst seine Badewanne besitzt, für deren Gebrauch man das Wasser draußen im Freien bei lustig flackerndem Feuer erwärmt, gestattet man sich nicht geringen Aufwand in diesem Stoffe. Die Tagesordnung ist eine fest geregelte. Den Morgenthee nimmt jeder nach Gefallen und nach den geschäftlichen Obliegenheiten des Tages. Dem großen braunen Theetopfe fehlt zwar längst der Henkel, aber im ganzen Bereiche des Peloponnes ist vielleicht kein zweiter aufzutreiben und den Fall des Zerbrechens hat das deutsche Reich nicht vorgesehen. Deshalb nimmt man eine Serviette zu Hilfe, um sich an dem irdenen Gefäß die Finger nicht zu verbrennen. Zum Thee röstet der Koch einige Schnitte des selbstgebackenen Brodes, er siedet, falls der Vorrath nicht ausgegangen, einige Eier und schneidet einen Teller voll Schinkenscheiben auf. Als Liebesgaben guter Freunde von nah und fern kommt ab und zu vielleicht noch etwas Hymettus-Honig, ein Gläschen feiner Cognac oder Danziger Goldwasser, veritabler Lachs, hinzu. Die Mittagsstunde, 12 Uhr, versammelt die Hausgenossen um den gedeckten Tisch zum Frühstück. Dann sorgt der Koch für zwei Fleischgerichte, gewöhnlich Hammel oder

Lamm, zu denen, besonders wenn das Gemüse von Pyrgos ausgeblieben, die simple Kartoffel alle möglichen Gestalten annehmen muß. Der Resinatwein mundet den männlichen und wunderbarerweise auch den weiblichen Gaumen der Colonie sehr gut. Mir schmeckt er entsetzlich, ich ziehe das gute, reine wohlschmeckende Wasser vor. Aber er soll außerdem gesund sein und sehr erfrischen. Nach Tisch geht jeder wieder an die Arbeit; wen die Pflicht nicht hinunter zu den Ausgrabungen ruft, der hat mit Zeichnen oder Schreiben, mit Rechnen oder Berichten zu thun. Nach Sonnenuntergang, also jetzt etwa gegen 7 Uhr, deckt Georgios den Tisch wieder zur Hauptmahlzeit des Tages. Bei dieser wird den beiden Fleischgerichten noch ein Teller Suppe vorher und hinterdrein eine süße Speise beigefügt. Das Combinationstalent des Koches stellt das Hauptmahl auf eine noch schwerere Probe, denn die Stoffe sind immer dieselben, die Quantitäten manchmal kaum hinreichend und doch gelingt es ihm, daraus eine recht schmackhafte Mahlzeit zu bereiten. Der Abend gehört dann meist der Geselligkeit; man plaudert, spielt Domino, gelegentlich auch wohl ein unschuldig Hazardspiel, bis um die elfte Stunde jeder sein Schlafkämmerchen aufsucht.

So geht ein Tag nach dem anderen dahin. Doch verläuft die Woche nicht ohne Abwechselung. Die größte bringt der Freitag. Die Posttasche des braven Papadopolos bleibt während der ganzen Woche ziemlich leer. Gelegentlich ein Paar Briefe aus Athen, geschäftliche

Nachrichten von dem deutschen Consul aus Patras, andere Mittheilungen aus dem Lande selbst, besonders von Pyrgos, dessen Bank auf Anweisung von jenen Städten der olympischen Commission die Gelder auszahlt, sind Alles, was während der Woche eingeht. Freitags aber schwillt die Tasche des berittenen Postboten mächtig an. Dann kommen Briefe aus ganz Deutschland, amtliche und private. Jeder erhält sein Päckchen, und zugleich die bestellten oder aus Freundschaft gesandten Zeitungen. Die National-, die Augsburger und die Vossische versehen uns mit politischen Neuigkeiten, die Gegenwart, einige illustrirte Zeitungen und Witzblätter bringen Unterhaltung, Fachschriften entziehen sich dem allgemeinen Austausch. Mit wahrer Gier wird da gelesen, mitgetheilt, debattirt. Doch darf nicht gar zu viele Zeit dieser Freude geopfert werden, denn derselbe Freitag Abend verlangt die Beantwortung, und nur bei völlig guten Wegen erreichen die Sonnabends gesendeten Postsachen noch das Dampfboot, welches Sonntags spät am Abend von Patras nach Corfu abgeht. Vierzig bis fünfzig Briefe und Karten wurden an diesen Freitagen der Posttasche anvertraut. Bis in die späte Nacht hinein kann man schreiben, dann wird die Ledertasche in den Hausflur gehängt und früh um 5 Uhr holt der Bote sie dort ab. Dann hat Niemand Zeit, dann erhalten die Lieben in der Heimath Nachricht, dann muß der Bericht fertig gestellt werden, der allwöchentlich an das Amt in Berlin abgeht. Diese

Freitagspost ist der einzige starke Faden, der die einsame Colonie mit der fernen Heimath verbindet.

Der Sonnabend wird belebt durch die Auszahlung der Arbeiter. Die Kasse führt der Baumeister, der mit Allen in Verrechnung steht. In seinen eisenbeschlagenen Kasten wandern die Summen, die der Consul anweist, oft kaum ausreichend, um den Anforderungen zu genügen. Es kommt wohl vor, daß die Privatbörsen aller Colonisten sich leeren müssen, damit jeder seinen Lohn voll erhalte. Die Auszahlung erfolgt nur alle 14 Tage. Am Osterabend beanspruchte sie eine Summe von ca. 8000 Francs, die nicht allein an die Gräber ging, an der auch die Tischler, Former, Gypsgießer Theil hatten. Die Auslagen der gemeinsamen Wirthschaft werden allmonatlich auf die Hausgenossen repartirt und es erscheint bei der Frugalität des dortigen Lebens und bei der Ursprünglichkeit aller Verhältnisse kaum glaublich, daß ohne alle Nebensachen die Verpflegung für jede Person sich auf ungefähr 150 Francs monatlich beläuft. Es wird allerdings auf die liebenswürdigste Weise Gastfreundschaft geübt. Bisher kamen wohl nur Gelehrte und Leute, die ein bestimmtes Interesse zur Sache hatten, in diese unwegsame Einöde, während des Winters wenige, beim Beginn der besseren Jahreszeit eine zwar stärkere, aber immer noch nicht große Zahl. Allmälig beginnen denn auch die Neugierigen sich einzustellen, die zuversichtlichen Touristen, die mit Erzählungen aus Olympia sich daheim interessant zu machen gedenken. Diese verbrauchen die

meisten Postkarten am Freitage, denn nach allen Himmelsgegenden, allen Basen, Vettern und guten Freunden muß ein solcher Gruß mit dem Datum „Olympia" gesendet werden. Den Colonisten sind solche archäologische Schlachtenbummler trotz ihrer Einsamkeit nicht besonders angenehm. Wer ihnen aber behagt, der genießt dort nicht nur die Gastfreundschaft des Tisches, sondern auch die werthvollere des Herzens, den führt man umher, dem zeigt und erklärt man Alles, mit dem plaudert man sich aus in Ernst und Scherz während der Feierstunden. In diesem vertraulichen, schnell zur Intimität sich herausbildenden Zusammenleben besteht einer der größten Reize des Aufenthaltes in Druva; man scheidet wie von alten lieben Freunden aus der freundlichen Umgebung und freut sich noch in der Rückerinnerung der Tage und ihrer heiteren, belehrenden Geselligkeit. Mir war diese eine besonders angenehme, weil ich in dem Schreibzimmer mein Feldbett aufgeschlagen fand. Die große Mehrzahl der Besucher muß in der Dorfherberge schlafen, die seit dem vergangenen Sommer der pfiffige Georgi in Gemeinschaft mit einem Druvioten etablirt hat. Es sieht bescheiden genug darin aus, drei oder vier fensterlose Räume, jeder mit zwei harten Lagern, in deren dicke Wollendecke der Gast sich einwickelt, weiter nichts. Der Patron hat aber bereits die Kunst Rechnungen zu schreiben gelernt und setzt jedem seiner Gäste voll 3 Franken für die Nacht auf.

Wir machen eine Wanderung durch das Dorf. Die

deutschen Herren sind hier sehr angesehen, sie geben den Leuten weit umher lohnende Arbeit, kaufen viel für ihren Bedarf und bringen die unbekannte europäische Nordmacht hier in große Achtung. Zu ihnen nimmt man seine Zuflucht in allen Nöthen. Dr. Hirschfeld besitzt sogar in dem Graphion eine wohlausgestattete Feldapotheke, die nicht nur von den Arbeitern, sondern auch von den Dorfnachbarn stark in Anspruch genommen wird. Nach dem Osterfeste leert sich die Ricinusflasche besonders schnell, dann hat alle Welt sich nach den langen Fasten an den kräftigen Feiertagsmahlzeiten den Magen verdorben und sucht Hilfe bei dem deutschen Herrn Doctor, der tapfer und mit Erfolg curirt. Das zweite stattliche Haus im Dorfe ist die Wohnung der drei Aufseher, unter denen die Arbeiter stehen. In einem weit bescheideneren hat der Commissar der griechischen Regierung, Herr Dimitriades, Wohnung genommen. Er hält getreulich zu seinen deutschen Freunden und Arbeitsgenossen, ist ein guter Kenner der Antike und unterstützt die deutsche Commission gern mit seinem Rathe. Leider hatte ihn eine ernste Erkrankung niedergeworfen, wie das hier aller Welt passirt. Das Klima ist mörderisch in dieser Gegend, nicht nur während der sommerlichen Fieberzeit, sondern das ganze Jahr hindurch. Jeder hat ihm seinen Tribut zahlen müssen. Ohne heftige Krankheit, dauernde Verstimmung aller Lebensorgane und allgemeine Ermattung, die bald zu völliger Entkräftung wird, kommt hier Niemand fort.

Die Colonisten klagen alle und klagen mit Recht. Merkt doch der Fremde selbst eine starke Erschlaffung, wenn er aus der rauhen, ewig windigen Atmosphäre von Druva hinabsteigt in die schwüle, schwere, lähmende Luft von Olympia. Unsere braven Landsleute bringen da der Wissenschaft und dem Vaterlande mit ihrer Gesundheit ein schweres unersetzliches Opfer, und keiner, der seinen Körper lieb hat, sollte dort länger als einige Jahre aushalten. Der arme Dimitriades, den wir täglich auf seinem Lager besuchten, war stark gelähmt, wer weiß, ob er sich je wieder erholt?

Es wandert sich ein halbes Stündchen recht angenehm auf der aussichtsreichen Höhe von Druva. Der Berg, auf dem die Steinhäuser verstreut liegen, hat verschiedene Anschwellungen, Sondergipfel, die bestimmt hervortreten. Auf dem einen baut man eine neue Kirche, einen anderen, den höchsten, hat man Monte verde getauft, er ist leicht begrünt, die großblättrige Meerzwiebel, Mastixgebüsch und unzählige bunte Blumen geben ihm das Ansehen eines freundlichen Dorfangers. Am günstigsten liegt jedoch die Kuppe, auf der das deutsche Reich sein Haus errichtet hat. Am äußersten Rande der über dem Ufer des Kladeos steil ansteigenden Wand blickt sie am weitesten hinein in das wildromantische Thal dieses kleinen Gebirgsflüßchens und blickt zugleich hinab auf die olympische Ebene, auf das breitere Thal des Alpheios und hinüber nach den Bergzügen von Triphylien. Aus dem kleinen Gärtchen vor dem Hause,

welches bis jetzt allerdings erst nur ein schwacher Versuch genannt werden kann, hat man die beste Aussicht. Der Kladeos kommt aus engen Schluchten, zwischen wild zerrissenen Felsen hervor in einen etwas breiteren Thalgrund, wo im Schatten mächtiger Platanen kleine Dörfchen zwischen Korinthenfeldern liegen, wo sein Wasser an zerfallenen Mühlen vorüberrauscht in tief eingeschnittenem Bette, bis es sich, in das Hauptthal angelangt, dem größeren Strome vermählt. Aber auch dieses weitere Thal des Alpheios erscheint als eine Gebirgslandschaft. Im Hintergrunde lagern die mächtigen Steinwälle des arkadischen Landes, zur Seite blicken die nordöstlichen Schneegipfel herüber und drüben, über dem jenseitigen Ufer steigen die triphylischen Felsgebirge auf in drei hinter einander liegenden Zügen. In hellem Blau färbt sich der mächtigste weit im Hintergrunde, davor schießen in dunkelem Violett Spitzen und Zacken auf, die sehr schwer zugänglich sein sollen, der nächste Höhenzug, der den Alpheios begleitet, erscheint als grünes Waldgebirge, mit niederem Dickicht belaubt, aus dem vollkronige Strandfichten und dunkle Mastixbäume als schöne Individuen hervorragen. Das ausgedehnte Dorf Makrisia liegt oben auf der vordersten Höhe, unserer Wohnstätte ungefähr gegenüber. Wendet man aus dieser frei sich öffnenden Gebirgslandschaft den Blick westwärts, so kann man den großen Windungen des Stromlaufes folgen bis zum nahen Meere hin, welches den Horizont silberglänzend einrandet. Bei klarem Wetter erkennt

man sogar die blauen Bergrücken von Kephalonia. Jetzt strahlt das ganze Aussichtsbild in buntfarbigem Frühlingsschmuck. Der Nordländer hat keine Vorstellung von den Blüthenmassen, die überall an Baum und Strauch hängen, aus der Erde dringen, eine die andere zu verdrängen scheinen. Dazu kommt das saftige Grün der Gerstenfelder zwischen dem röthlich-braunen Gestein der Felsen, das junge Laub der Korinthenreben, die großblätterigen Platanen des Thalgrundes.

Dort hinunter wenden sich zumeist unsere Blicke. Denn jenseits des lebhaften Kladeosbaches, auf der Ebene, die sich zwischen ihm und dem Alpheios bis zum Fuße der letzten Gebirgscoulisse ausbreitet, bemerken wir ein geschäftiges Treiben. Wie die Ameisenzüge bewegen sich karrende Arbeitermassen reihenweise hin und her, hier sind hohe Erdwälle frisch aufgeschüttet, dort wühlt man in der Tiefe nach weiteren Schätzen und deutlich erkennbar selbst von hier oben steigt aus seiner Gruft der olympische Zeustempel, noch großartig und gewaltig in seinen zertrümmerten Resten. Die Uebersicht über das kleine, von den beiden Flüssen umgrenzte Gebiet, auf welchem die größten Heiligthümer der antiken Welt einst gestanden, ist von hier oben vollständig, klarer vielleicht als unten, wo man schwer einen rechten Standpunkt für eine solche gewinnen kann. Am Fuße des Kronosberges, der als letzter Ausläufer des Olymposgebirges isolirt bis weit auf die Thalebene vortritt, hat man einige Schuppen erbaut zur Aufbewahrung der

gefundenen Schätze, den einen, eine Art Bretterhaus, zur Schänke für die durstigen Gräber. Die Reste einer antiken, d. h. römischen Badeanlage, sind hier zu einem Nothbau verwerthet, in dem der griechische Wachtposten Obdach findet. Auch näher am Kladeos guckt noch römisches Gemäuer aus den innigen Umklammerungen der üppig wuchernden Brombeersträucher hervor. Nur das enge Gebiet, auf dem man augenblicklich gräbt, ist der Bodencultur entzogen worden, wenige Schritte weiter grünen heute noch Gerstenfelder, da schießt die Korinthenrebe neue Triebe und weiter an den steilen Absenkungen zum tief eingeschnittenen Kladeosbette wurzeln wilde, dicht in Blüthen gehüllte Birnbäume, Platanen, goldig blühendes Ginstergebüsch in dem mit Purpuranemonen und Tausenden anderer Blumen bedeckten Boden. Die Aussicht von dem Hause in Druva auf das Thal des Alpheios und die wilden Gebirgszüge, die es umschließen, auf die classische Ebene und die Abgründe des Kladeos ist eine so malerische, daß sie allein schon ein lohnendes Reiseziel wäre.

Auf heiligem Boden.

In weit geöffneter Thalgasse strömt der Alpheios aus den Hochgebirgen des Peloponnes hervor, von Gebirgswänden begleitet auf seinem ganzen Laufe. Wenige Meilen, bevor er seine gelben Wasser in's jonische Meer ergießt, kommt von der rechten, nördlichen Seite der lebhafte Kladeos aus den Bergschluchten hernieder und vermählt seine Wasser dem Hauptstrome. Beide haben ihre Betten tief in den Thalgrund eingesenkt, so daß zwischen diesen und den Gebirgszügen, welche die Stromgebiete eingrenzen, eine Zwischenstufe, ein ebener Flußanger sich ausbreitet. Das Gebiet dieses Angers, welches die beiden Gewässer bei ihrer Vereinigung umschließen, ist die heilige Ebene von Olympia. Nach Westen zieht ihr der wilde Kladeos, nach Süden der breite Alpheios bestimmte Schranken, thalaufwärts aber dehnt sie sich weit am Ufer des Hauptstroms entlang, da bleibt es dem Willen der Menschen überlassen, sie nach Gefallen und Bedürfniß abzuschließen. Es erstreckt sich dieses Gebiet natürlich bis zum Fuße der

Bergwände, die den Stromlauf begleiten. Dort springt aus der geschlossenen Masse derselben ein isolirter Kegel in die Ebene dieses Flußangers vor. Das ist der Kronion, der dem Kronos geheiligte Hügel, der das Gebiet der olympischen Ebene beherrscht. Diese stellt sich dem Auge dar als ein grüner Plan, zum Theil, wie alles griechische Land, von der Cultur bereits verwerthet, mit Gerste und Korinthen bestellt, zum Theil als ein Rasen auf dem kurze Kräuter, Münze und Disteln, Asphodelosstauden und Meerzwiebeln wuchern. Am steilen Absturze dieses Planes zum Kladeos hin blühen wilde Birnbäume, wurzeln knorrige Platanen; die Kuppe des Kronoshügels schmücken einige Strandfichten. Die neue Brücke führt von Westen her über den Kladeos auf diese Flur, vielleicht an derselben Stelle, wo zu ältester Zeit der Zugang zu den olympischen Heiligthümern gelegen hatte. So überblicken wir heute das Gebiet, auf dem die Griechen ihre höchste und heiligste Cultstätte errichtet hatten. In der Mitte erhob sich der Tempel des olympischen Zeus, die Wohnung des höchsten Gottes. Er ist in seinen Resten jetzt vollständig an's Tageslicht gefördert worden. Aber, was hat ihn umgeben? was ist davon übrig geblieben? Das sind Fragen, deren Lösung die Männer der Wissenschaft auch heute noch nicht einig findet. Um aber auch nur als bloßer Beschauer denselben näher treten zu können, müssen wir uns zuvor ein Bild dessen entwerfen, was hier gewesen und geschehen. Das hat Pausanias in

seiner Beschreibung, das hat Prof. Curtius in einem Vortrage versucht. Sie bieten unseren Vorstellungen den besten Anhalt.

In grauer Vorzeit, bald nach Beendigung des trojanischen Krieges, zogen dorische, ätolische und achäische Stämme westwärts in den Peloponnes, setzten sich in diesen Gegenden fest und gründeten Niederlassungen, Staaten. Jeder brachte seinen Gott, den Beschützer oder Ahnherrn seines Stammes mit. Die achäischen Pelopiden, die die Stadt Pisa, etwas oberhalb Olympia gelegen, gründeten, den Pelops, zu dessen Andenken Festspiele an den Ufern des Alpheios veranstaltet wurden; die Dorier später den Herakles, der als der Schutzgott ihres Stammes hoch verehrt ward. Als ältester Inhaber des geweihten Bodens wurde nach Curtius dort immer noch der pelasgische Zeus heilig gehalten. Die Volksstämme bekriegten einander, Pisa wurde frühzeitig vernichtet, man weiß heute nicht mehr genau, wo es gelegen. Aber die Culte der Götter, des Zeus, des Pelops, des Herakles erhielten sich nebeneinander. Sparta, der mächtigste dorische Staat, hielt aus politischen Gründen, um die ewigen aufreibenden Kämpfe von der Halbinsel zu verbannen und eine neuere festere staatliche Ordnung unter den Schutz der Götter zu stellen, die Gründung eines gemeinsamen Bundesheiligthums für das geeignetste Mittel. Dem Bündniß zwischen Sparta und Elis traten später die andern Staaten bei. Olympia, am Fuße des Olymposgebirges, in der Alpheiosebene

gelegen, ward zur Stätte dieses Bundesheiligthums gemacht. Die Spiele des Pelops wurden dort erneuert, Herakles, der Spartergott, ward zum Ordner der Bräuche und Feste, zum Schöpfer und Gesetzgeber der olympischen Feierlichkeiten gemacht, dem Zeus erbaute man den größten der Tempel. Damit war die Vereinigung aller Stämme symbolisch ausgedrückt. Elis und Sparta übernahmen die Bewachung und Sicherung des Heiligthums, wie der zu demselben führenden Straßen, sie verbürgten den Gottesfrieden für die Landschaft. Ganz Griechenland betrachtete bald das peloponnesische Bundesheiligthum als das der gesammten Nation, Olympia als den geistigen Mittelpunkt derselben. Die Zeitrechnung zählte fortan nach Olympiaden, nach der vierjährigen Wiederkehr der heiligen Spiele, die Maße wurden nach olympischen Stadien festgestellt. Eine Stadt, eine bürgerliche Gemeinde ist Olympia niemals gewesen, sondern nichts als ein heiliges Revier, welches unter der Verwaltung von Elis, auf dessen Gebiet es gelegen, stand.

Hier errichtete man den Göttern und den Heroen der Volkssagen Tempel, hierher brachten alle hellenischen Stämme ihre Weihgeschenke, hier strömte bei jedesmaliger Wiederkehr der heiligen Zeit das Volk des gesammten hellenischen Bundes zusammen, um in Festspielen, Ringkämpfen, Wagenrennen Muth, Kraft und Geschicklichkeit an einander zu messen. Männliche Tüchtigkeit errang hier den höchsten Preis, denn eine wahrhaft vollendete menschliche Bildung konnten die Griechen sich nicht

denken ohne Adel und Schönheit der Gestalt, ohne Anmuth der Bewegungen, ohne Geschmeidigkeit der Glieder, ohne Kraft und Grazie. Deshalb nahmen die Ringplätze und Rennbahnen einen gleichberechtigten Platz neben den Tempeln und Heiligthümern ein, deshalb pflegte man als höchstes Gut einen wilden Oelbaum, den Herakles selbst gepflanzt haben sollte, dessen fein belaubte, myrthenähnliche Zweige zu Kränzen verschlungen, den höchsten Siegerpreis in den olympischen Spielen bildeten. Die Nymphen selbst, die diesem heiligen Baume durch Thau und Regen Nahrung spenden sollten, erhielten einen Altar, an dem ihnen zu diesem Zwecke Opfer gebracht wurden.

Der Platz, der ausschließlich den Heiligthümern gehörte, lag in der Ecke, die vom Zusammenflusse des Kladeos und des Alpheios gebildet wird. Dieser Raum hieß die Altis und war mit einer Mauer umgrenzt. Nur von der Seite des Kladeos, also von Westen her, da ungefähr, wo jetzt die neue Brücke den Gebirgsbach überspannt, öffnete sich ein prachtvolles Portal, welches den Festzügen Einlaß gewährte. Die Altismauer ging hinauf bis an den Fuß des Kronoshügels und ostwärts das Thal entlang bis zu den Ringplätzen und Rennbahnen, die schon außerhalb derselben, wenn auch dicht an ihr lagen. Innerhalb dieser Mauer hatte die griechische Kunst an Bauwerken, Bildnerarbeiten in Marmor und Erz, an edlen Gebilden aller Art das Höchste geleistet, dessen sie in der Zeit ihrer größten

Blüthe fähig war. Aber nicht nur Ein Geschlecht, nicht nur Ein bestimmtes Zeitalter hat Olympia geschaffen. Wir Spätgeborenen sind immer gar zu geneigt, uns das Entstehen solcher Denkmale als momentan, gleichzeitig, aus Einem Gusse und ebenso die Zerstörung als eine plötzliche, vollständige, allgemeine zu denken. Wir dürfen hier niemals vergessen, daß Jahrhunderte an Olympia gebaut und geschmückt, um die Stätte mit höchstem Glanze auszustatten, daß andere Jahrhunderte dann daran genagt und gebröckelt haben, um es allmälig zu berauben, zu zertrümmern, zu begraben. Wir aber wollen, um uns zu orientiren, heute nur das Bild vor unsere Phantasie rufen, welches das Bundesheiligthum etwa in der Zeit zwischen den persischen und dem peloponnesischen Kriege dargeboten haben mag.

Der mächtige dorische Zeustempel, auf leichter Bodenanschwellung und kräftigem Sockel sich erhebend, nahm den Mittelpunkt des von der Mauer umgrenzten heiligen Bezirks ein. Athenische Künstler, Phidias und seine Gehilfen, wurden berufen, um diesen Tempel zum großartigsten, schönsten und am würdigsten mit schmückendem Bildwerk ausgestatteten zu machen. Der Eingang lag, wie bei allen griechischen Tempeln, auf der Ostseite. Dort nahm Zeus die Mitte des Giebelfeldes ein, Oinomaos, der alte pelasgische Beherrscher dieses Landes mit seiner Gattin Sterope stand ihm zur Rechten, zur Linken der eingewanderte Pelops mit Hippodameia, der Tochter des Oinomaos, die dieser gefreit hatte. So

ward die Vereinigung der lokalen Götter hier durch die Kunst sinnbildlich dargestellt und der Tempel zu einem Nationalheiligthum aller hellenischen Stämme geweiht. Ringsum war der Boden der Altis bedeckt mit den Tempeln und Heiligthümern der andern Götter- und Heroengestalten, die mit dieser Stätte in naher Beziehung standen. Dem Pelops, dem Heroen der Achäer, der Hippodameia und dem Oinomaos, welche als Herrscher über dieses Land geboten hatten, der Hera und dem Herakles waren heilige Stätten geweiht. Nicht alle wurden in Tempeln verehrt, die nur für Zeus und seine Gattin Hera errichtet gewesen zu sein scheinen. Den Heroen, Pelops und Hippodameia, weihte man heilige Haine, umfriedigte, reich verzierte Bezirke, in denen unter Laubgrün Statuen und Weihgeschenke aufgestellt wurden. Anderen waren Altäre erbaut, die den großen Opferaltar umgaben. An diesem letzteren opferte alles Volk, welches die Orakel anrief oder an den Kampfspielen theilnehmen wollte, dem olympischen Zeus, er war Jedem zugänglich, während der Tempel des Gottes sich nur in den Festzeiten öffnete. Auf breitem gemauertem Sockel, zu dem Stufen hinanführten, erhob sich diese Cultstätte, aus Asche errichtet. Die am Fuße des Altars geschlachteten Thiere wurden oben verbrannt, deren Asche, die Knochen und die Asche vom Heerde des Prytaneion mit dem kalkigen Alpheioswasser angerührt, bildete und erhöhte den Altar. Diese Fülle von Tempeln und Cultstätten wurde umgeben von den Weih-

geschenken der einzelnen Stämme und Colonien, von Platanen, Pappeln und andern Bäumen. Da standen auf eigenen Basen Statuen und Thiere, Gruppen und Denkmale, da erhob auf hohem Sockel sich die Nike des Paionios, selbst auf die Höhe der Altismauer wurden diese Weihgeschenke gepflanzt als der Raum auf der Ebene zu beengt wurde. Auch schriftliche Denkmale, Verträge, welche die einzelnen Staaten mit einander geschlossen, konnten keinen würdigeren Aufbewahrungsort finden, als den heiligen Boden der olympischen Altis. Die Erztafeln, auf denen diese Documente eingegraben waren, wurden hier an Säulen geheftet. Diese kleine Thalflur muß einen unvergleichlichen Anblick gewährt haben zu jener Zeit zwischen den beiden großen Kriegen. Das Vollendetste und Schönste, was die hellenische Kunst jemals hervorzubringen vermocht hat, ward hier in den Laubgängen zwischen Tempel, Altäre und heilige Haine aufgestellt. Dreifüße und Weihgeschenke, Standbilder von olympischen Siegern und deren Gespannen, Götter- und Heroenbilder, Säulen und kleine Architekturen von schimmerndem Erz und farbigem Marmor standen da dichtgedrängt im Schatten von Palmen, Platanen, Oelbäumen, eingefriedigt von der Altismauer, auf welcher neue Reihen von Bildwerken sich hoch über die Gipfel der Bäume erhoben. Außerhalb dieser Mauer aber lag am Fuße des Kronoshügels eine Reihe von Schatzhäusern der einzelnen Staaten und Colonien, da dehnten sich ostwärts die Ringplätze und Rennbahnen aus, da

gab es Theater und andere Stätten der Lustbarkeiten, die hier zugleich Acte des Gottesdienstes bildeten. Theils lehnten diese sich in die Einbuchtungen der Höhenzüge, so daß die Zuschauermenge von den nahen Bergen bequem die Kampfspiele zu überblicken vermochte, theils dehnten Hippodrom und Stadion sich östlich in die Ebene aus, aufwärts das Thal entlang. Alle diese Herrlichkeit von Olympia erstreckte sich indessen nicht bis hinab zum Uferrand des Alpheios. Die Altismauer, die mit diesem parallel lief, ließ vielmehr einen ziemlich breiten Plan frei. Dort war Raum für die Nothwendigkeiten des physischen Lebens und für das profane Treiben der Zuzügler. Da gab es nicht allein Werkstätten der Künstler, die hier den Marmor zu göttlichen Gebilden umschufen, nicht allein Wohnungen für Priester und Tempeldiener, dort fand wahrscheinlich auch das Volk Unterkunft und Verpflegung, welches zu vielen Tausenden aus den Berglandschaften, das Stromthal hinunter, vom Meere her und aus weitester Ferne bei den olympischen Festen sich versammelte. Hier gab es Zelte und Buden, Viehställe, Küchen und Herbergen, hier führte aus dem Inneren des Landes die Feststraße vorüber zum Kladeos hin, wo die Eingangspforte der Altis gelegen war. Hier liefen auch die Regencanäle und die Cloaken dem Flusse zu, der alles Unreine aus den Heiligthümeen wegspülen und in's nahe Meer tragen sollte.

Man darf aber diesen kleinen, von Bergen und

Flüssen schön umfriedigten Thalanger nicht für sich allein betrachten, wenn man sich ein Bild Olympia's und seines Charakters entwerfen will. Die waldigen Berge Triphyliens, die zerrissenen Wände des schluchtenartigen Kladeosthales, die hohen, schneegefurchten Felsenwälle Arkadiens blicken hinab auf diese von dem Bergstrom durchrauschte breite Thalgasse. An den Vorhöhen überall ringsum lagen Dörfer, Städte, kleine und größere Ansiedelungen in üppig angebauter Flur. Es ruhte reicher Segen auf diesem Gebiete und nicht zum kleinsten Theile mag wohl der außerordentlich starke Menschenandrang bei den Festen Ursache dieses Segens gewesen sein. Heute gleicht das ganze Alpheiosthal einer wilden waldigen Gebirgslandschaft, nur unser bescheidenes Druva und drüben am triphylischen Ufer Makrisia blicken von ihren Höhen in die romantische, von schöngeformten Bergen umschlossene Thalgasse. Damals herrschte überall Leben, hohe Cultur, blühender Wohlstand. Es mag auch der weiteren Umgebung nicht an Denkmalen und Marksteinen der Geschichte und Sage gefehlt haben. Zeigt man doch noch heute die steil aus dem Thale aufragende Felswand am jenseitigen Ufer, von der die Weiber hinabgestürzt worden sein sollen, die, dem strengen Verbot zuwider, neugierig den Ringspielen, die nur den Männern zugänglich waren, zugeschaut hatten; erkennt man doch noch in künstlich geformten Erdhügeln die Grabstätten einzelner olympischer Sieger, die hier mit Feierlichkeit und Pracht bestattet worden sind. So

gehört die ganze Landschaft des unteren Alpheiosthals eigentlich zu dem weiteren Bezirke von Olympia. Es genügt nicht, wenn unsere Phantasie unter Zuhilfenahme der gegenwärtigen Gestalt, der Aufzeichnungen des Pausanias und der interessanten Darstellung von Curtius, der wir im Allgemeinen gefolgt sind, sich den Altisboden und seine allernächste Nachbarschaft wieder herstellt. Wir müssen den ganzen weiten Bereich, den der Blick aus dem Reichshause von Druva umfaßt, seines heutigen wildromantischen Charakters entkleiden, müssen die Landschaft besiedeln und schmücken mit hoher Cultur, mit lieblicher Anmuth und heiterer Lebendigkeit, um annähernd den Eindruck zu gewinnen, den das antike Olympia auf den fremden Wanderer hervorgebracht hat.

Olympia's Glanz hat weder die Zeit, noch haben ihn Kriegsstürme und fremde Eroberungen auszulöschen vermocht. Er ward indessen ein anderer, weniger erhabener, edler und kunstschöner, als die Römer hier einzogen, als Nero selbst an den Kampfspielen theilnahm und sich von schönen nackten Knaben als Sieger mit dem wilden Oelzweig vom Baume des Herakles bekränzen ließ. Prunk, dienstwillige Fürstenhuldigung, imperatorischer Pomp traten damals an die Stelle jener sinnvollen Cultakte und der festlichen Spiele, in denen ein freies glückliches Volk sich tüchtig und geschickt zu machen suchte für Erfüllung seiner Pflichten gegen das Vaterland. Auch äußerlich mußte dadurch sich der heilige Bezirk von Olympia verändern. Statuen der Impera-

toren, deren Frauen, Stellvertreter und Günstlinge wurden neben die der Götter und Heroen gestellt, profane Prachtbauten drangen in die geheiligten Grenzen der Altis ein, selbst an den Tempel des olympischen Zeus versuchte man die schmückende Hand anzulegen. Das Beste und das Letzte dieser antiken Neubildungen und Ausschmückungen stammt wohl aus der Zeit des kunstsinnigen Hadrian, des Marc Aurel und des Herodes Attikus, die alle die Feste in diesem hellenischen Bundesheiligthum hoch hielten und sie mit dem feierlichen Pompe umgaben, der ihrer Zeit und ihrem Geschmacke angemessen war.

Aber noch Jahrhunderte lang nachher, wohl noch ein volles halbes Jahrtausend in die christliche Zeitrechnung hinein, hat der Boden der olympischen Altis vollständig frei gelegen und verschiedenen Ansiedlern zur Heimstätte gedient. Allmählich mögen Theile des Zeustempels zerfallen, andere Heiligthümer zerstört oder zu Bauzwecken benutzt worden sein, aber gestanden hat der Tempel bis in diese Zeit noch, und zwar weder verschüttet, noch im Flußschlamm begraben. Wie heute in Pästum und an den Cultstätten der sicilischen Südküste Agrigent und Selinunt, sind die Decken, die Giebel und einzelne Gebälkstücke gewiß schon eingestürzt, die Innenräume beraubt und zerstört gewesen. Kostbarkeiten von Metall und edlen Stoffen, so zuerst die Zeusstatue des Phidias von Gold und Elfenbein, die in dem Tempel thronte, hatten gierige Hände längst weggebracht, aber der Bau selbst erhob sich

damals, als die letzten Ansiedler, vielleicht im 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr., hier gewohnt, noch in seinen Hauptgliedern und zwar auf gleichem Boden mit den dürftigen Hütten dieses Volkes.

Dann sinkt ein dunkler, bisher undurchdringlicher Vorhang über diese ganze Landschaft hernieder. Was hinter ihm geschehen, sich ereignet und geworden, kann man nur aus Anzeichen und halbwillkürlichen Erklärungen oder Annahmen vermuthen; klargestellt ist darüber noch so gut wie gar nichts. Unsere Zeit fand, als sie die Thalgasse des Alpheios wieder aufsuchte, um den olympischen Heiligthümern nachzuforschen, Alles begraben unter einer gleichmäßigen Decke von lehmigem Sande, die bis zu 20 Fuß Höhe aufgewachsen war. Diese Erdmasse lagert heute noch über der heiligen Thalebene, nur wenige Stellen erst sind von ihr befreit. Leicht und bequem ist die Erklärung, daß der Strom, in Verbindung vielleicht mit dem aus den Gebirgen herabstürzenden Kladeosbache, diese Umhüllung im Laufe eines Jahrtausends vollzogen habe. Aber schwer fällt es, an diese Thatsache, deren Wirkung wir vor Augen haben, zu glauben. Der Alpheios ist ein kurzer, schnellströmender Hochgebirgsfluß, er hat ein weites, nirgends durch Felsriegel eingezwängtes Thal als freie Gasse zur Verfügung, nur etwa zwei Meilen liegt die olympische Ebene vom offenen Meere entfernt. Wenn nun der Strom auch über 20 Fuß angewachsen wäre, was er doch müßte, um seine Sinkstoffe bis zu solcher Höhe ablagern zu

können, so kann solche Hochflut doch bei dem weiten Profile des Bettes, bei der Nähe der Mündung in's Meer nur wenige Tage gewährt haben. Sie wird auch kaum alle Jahre wiedergekehrt sein, weil wir ja wissen und sehen, daß in dem ganzen vollen Jahrtausend von der ersten Erbauung der Tempel bis zu den letzten byzantinisch-slavischen Ansiedelungen der Boden sich um garnichts oder höchstens um den Schutt, den die Trümmergesteine erzeugen, erhöht hat. Ferner wäre es wohl wahrscheinlich, daß temporäre, verschiedenartige Ueberflutungen sich in dem Alluvium als Schichten von verschiedener Farbe, verschiedener Zusammensetzung kennzeichnen würden. Die ganze bis zu 20 Fuß hohe Decke, unter der die heiligen Reviere begraben liegen, ist aber gleichartig wie der Durchschnitt eines gut gebackenen Brodes oder vielleicht wie ein Kuchen, der, wie dieses Schwemmland mit Steinchen, völlig gleichmäßig mit Rosinen durchsetzt ist. Tief unterhalb der Schicht, auf altem Niveau strömt auch heute noch der Alpheios dahin, und soweit die Kunde unserer Zeit reicht, hat er niemals mehr den Plan, unter dem Olympia begraben liegt, überflutet. Alle Erklärungen von im Gebirge ausgetretenen Seen, Durchbrüche ihrer Wasser vermögen uns bei der Nähe und der Breite des Abflusses ins Meer nicht zu überzeugen. Wir stehen hier noch vor einem Räthsel. Eine so hohe und so gleichmäßige Ablagerung wäre am leichtesten denkbar, wenn die Flut jemals Jahrhunderte lang als See auf diesen Fluren gestanden, die ganze Thal-

breite angefüllt hätte. Das könnte man aber nur annehmen, wenn es im Bereiche der Möglichkeit läge, daß einst in dunkler mittelalterlicher Zeit irgend eine elementare, vielleicht vulkanische Umwälzung dem Strome zeitweise den Weg verrammelt und seine Wasser hier zum Stehen gebracht hätte. So sehen wir die Thatsache, ohne uns dieselbe vollständig erklären zu können.

Aber dieser Thatsache danken wir die Erhaltung kostbarer Ueberreste, danken ihr große Bereicherungen auf dem Gebiete der archäologischen und topographischen Forschung, Kenntniß vieler Züge antiken Lebens und hellenischer Cultur. Aus der Einsamkeit eines wild romantischen Waldthales, aus der feierlichen Stille der gänzlich von allem Verkehr entlegenen Gebirge, die nur das Rauschen des Bergstromes unterbricht, sehen wir jetzt nach und nach die classischen Gebilde hellenischer Kunst, sehen wir die höchsten und kostbarsten Tempel und Heiligthümer Griechenlands ans Tageslicht hervortreten, sehen diese verlassene und todte Landschaft sich wieder mit neuem Leben füllen, und deutsche Wissenschaft, deutsche Energie, deutscher Forschereifer verbunden mit der neuerschaffenen Macht des deutschen Reiches, sind es, denen die Welt, die ganze Welt diese Auferstehung danken muß.

Ausgrabungen.

Zwei Winter hindurch hat das deutsche Reich bereits darauf verwendet, um die Decke, welche länger als ein Jahrtausend Olympia verhüllt, zu lüften, die Reste der Heiligthümer der Welt wiederzugeben. Am 4. October 1875 begann man die ersten Gräben gleich Fühlfäden durch den Flußsand zu ziehen, unter dem die Tempel begraben liegen, jetzt, mit Beginn der heißen Fieberwitterung im Mai 1877, endet die zweite Wintercampagne. Dieselbe ist in jeder Beziehung erfolgreicher gewesen als die vorhergehende. Bei Aufnahme der Arbeiten durch die Commission des deutschen Reichs handelte es sich wohl im Großen und Ganzen um Resultate zweierlei Art. Einmal wollte man ein Bild der Altis, eine genaue Feststellung der Lage ihrer heiligen Bauwerke, von deren Größe, Construction, Verhältnissen gewinnen, um sich danach das hellenische Bundesheiligthum in allen Einzelnheiten möglichst genau reconstruiren zu können. Dann aber hat man auch wohl auf eine Ausbeute an Funden von künst-

lerischem Werthe, von Statuen, Giebelgruppen, Bronzen, Ornamenten gehofft. In erster Beziehung war die vorjährige Campagne ziemlich resultatlos. Die Lage und die Maße des Zeustempels waren nicht unbekannt, nur in Betreff verschiedener Einzelnheiten wurden noch höchst interessante Aufklärungen gewonnen. Ueber Lage und Größe aller anderen Tempel, Heiligthümer, Altäre hat der Winter 1875—1876 keine Gewißheit bringen können, weil man mit dem Zeustempel und seiner allernächsten Umgebung allein genug zu thun fand. In diesem letzten Winter aber ist nicht nur Vieles, was an und in dem Olympieion bisher noch unklar und unerforscht war, sichergestellt, man hat sich nicht nur von der Art und Zeit der späteren Byzantinerbauten, die diesen Haupttempel umgaben, ein genaues Bild verschaffen, nicht nur die Form, Größe und Stellung der zahllosen Weihgeschenke an den hinterlassenen Basen und Resten genau erkannt, es sind auch einige weitere Ueberreste von anderen Heiligthümern und Tempeln zum Vorschein gekommen, über deren Bestimmung im Cultdienste die Gelehrten kaum mehr verschiedene Ansichten haben. Auch Architekturreste aus nachhadrianischer, also spätrömischer Zeit sind neuerdings aufgefunden worden, sodaß die Wissenschaft nicht nur über Topographie und Anordnung des ältesten hellenischen Olympia gute und sichere Ausweise erhält, sondern auch die Culturschichten kennen lernt, die sich auf diesem Boden, ehe er von den Elementen bedeckt ward, abgelagert haben.

Mit der künstlerischen Ausbeute des vorletzten Winters konnte man schon eher zufrieden sein. Mehr als gehofft wurde gefunden. Darunter nahm die Nike des Paionios den ersten Rang ein; jedoch auch die Bruchstücke von der Gruppe des Ostgiebels, einzelne Metopen und Ornamente, darunter Dachbekrönungen, Wasserspeier ꝛc. erwiesen sich als werthvolle Kunstwerke aus allerbester hellenischer Zeit. Aber auch in dieser Beziehung übertrifft die eben beendete Arbeitszeit die frühere ganz bedeutend. Sehr Vieles, was aus kleinen, mangelhaften Bruchstücken nur ungenügend und irrthümlich gedeutet werden konnte, ist durch neu gefundene wesentliche Ergänzungen jetzt erst erkannt und auf seinen sicheren Platz gewiesen worden. Neues kam hinzu, genügend um die Gruppen des östlichen Hauptgiebels fast vollständig reconstruiren zu können. Ganz neu, allein diesem letzten Winter angehörig, sind die bewegten Kämpfergestalten des Westgiebels, deren Anordnung zwar heute noch nicht deutlich erkannt werden kann, die aber schon genügenden Anhalt bieten nicht nur für die Bewunderung der edlen, aus der Zeit der höchsten Kunstblüthe Griechenlands hervorgegangenen plastischen Schöpfungen, sondern auch für die Deutung der Composition, die eine der leidenschaftlichsten, lebhaftesten ist, welche die uns bekannte antike Kunst überhaupt geschaffen. Außerdem ist die Ausbeute an Einzelwerken von Erz und Marmor, von Terracotten reinsten Stils, die meist sich als schmückende Bauglieder darstellen, in diesem

Jahre sehr bedeutend. Endlich wurde in der Osterzeit am Fuße des Kronoshügels in der Nische einer römischen Exedra eine große Menge römischer Imperatoren, Toga- und Gewandfigüren gefunden, Statuen, die zwar lange nicht an den Kunstwerth der griechischen, aus den Zeiten des Phidias und Praxiteles heranreichen, aber doch auf gleicher Höhe mit vielen stehen, die wir in römischen und deutschen Museen vorfinden. Den allerletzten Fund einer Statue von der Hand des Praxiteles haben wir nicht mehr gesehen, er steht als einer der wichtigsten Posten auch noch auf der Rechnung dieses Jahres. So können denn die Anreger, Förderer und Ausführer des großen Unternehmens wohl zufrieden sein, daß die fortgesetzten Arbeiten immer werthvollere Ergebnisse liefern, und getrost weiter vorschreiten in der Aufdeckung des Bodens, der aller Vermuthung nach noch eine große Fülle der gediegensten Kunstwerke birgt und wahrscheinlich architektonische Ueberreste genug, um uns ein genaues Bild der olympischen Altis zu überliefern.

Die Mühen, Kräfte und Kosten, welche das deutsche Reich zum Zwecke dieser Ausgrabungen aufwendet, sind indessen keineswegs geringe. Die oberste Leitung hat ihren Sitz in Berlin, steht unter dem Kanzleramte, sie setzt sich aus den Professoren Curtius, Adler und Herrn von Radowitz zusammen, welche die Commissare für Olympia ernennen. Im ersten Jahre beschränkten sich die wissenschaftlichen und technischen Kräfte, denen die

Führung des Werks an Ort und Stelle übertragen war, auf den archäologischen Commissar Dr. Hirschfeld und einen Baumeister. Als diese aber in Folge der Anstrengungen, besonders aber des tückischen Klimas, welches zu den wechselvollsten und ungesundesten gehört, erkrankten, mußten ihnen schon am Ende des ersten Winters Stellvertreter gegeben werden. Jetzt sind diese dauernd dort beschäftigt, da die Arbeit von zwei anordnenden und verwaltenden Personen unmöglich zu bewältigen ist. Ein junger Archäologe und ein Bauführer fungiren neben Dr. Hirschfeld und dem Baumeister Streichert. Ihnen unterstehen einige hundert Arbeiter, die von drei oder vier Aufsehern unter Controle gehalten werden. Die meisten dieser Leute sind Griechen aus den benachbarten Dörfern, aber es giebt auch manchen Fremden darunter, Abenteurer, die durch das Schicksal hierher verschlagen, Deutsche, die aus der Zeit der baierischen Herrschaft übrig geblieben sind, und Angehörige anderer Nationen. Es wäre gewiß oft interessant, den Geschicken der Menschen nachzuforschen, die hier mit Hacken, Graben oder Karren ihren Lebensunterhalt verdienen. Auch von den Aufsehern ist der eine Dalmatier, ein anderer Deutscher oder Italiener, auch sie sind viel im Leben umhergewürfelt worden, wie es scheint. Der beste war eben gestorben, sein Grab oben auf dem Hügel bei der Kirche soll noch einen Denkstein erhalten. Dieser stammte aus Ungarn, war dort Cadett gewesen und geflohen, weil er am Aufstande

theilgenommen. Als Mitglied der französischen Fremdenlegion hatte er in Italien, später gegen die Russen bei Sebastapol gefochten, zuletzt seine Landsleute bei Magenta und Solferino bekämpft. Dann hatte es ihm bei den Franzosen nicht mehr gefallen, er ging zu Garibaldi und half diesem bei der Befreiung Italiens. Auch hier hielt es ihn nur, so lange das bewegte Leben dauerte, dann schiffte er sich nach der Türkei ein, versuchte alles Mögliche und trat endlich in den Dienst eines großen Unternehmers, der seine Operationen in der Levante machte. Dort hatte Dr. Hirschfeld ihn vor einigen Jahren kennen, seine Energie, Intelligenz und Zuverlässigkeit schätzen gelernt. Diesem folgte der Vielgewanderte in die Ebene von Olympia und leistete als Aufseher bei den Ausgrabungen sehr Tüchtiges. Was Oesterreicher, Franzosen, Italiener und Deutsche nicht vermocht, das that hier das mörderische Klima. Es streckte den Armen, als er nach vollendetem Tagewerke den Druvahügel hinanstieg, nieder, er starb plötzlich dort auf dem Rasen unter einem Mastixstrauche.

Die Arbeiter beim Ausgrabungswerke stehen in verschiedenem Solde. Die Aufseher erhalten natürlich festes Gehalt, der Tagelohn der Gräber aber richtet sich auch nach Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit. Die oberen acht bis zehn Fuß der begrabenden Decke sind reiner Sand und festgewordener Schlamm. Diese abzugraben, genügt geringere Geschicklichkeit. Die untersten vier bis acht Fuß aber über dem Niveau des Altisbodens bilden

die eigentliche Fundschicht. Sie bestehen aus Ziegel- und Steinbrocken, Geröll und Schutt. In dieser Schicht allein hat man Aussicht etwas zu finden. Da müssen denn die bewährtesten, bestbezahltesten Arbeiter heran, sie tasten sorgfältig mit der Hacke, wühlen und klopfen, um ja nichts zu verletzen. Erregt ein Gegenstand ihre Aufmerksamkeit, so steigert sich die Sorgfalt, bis endlich der umhüllende Schutt abgeräumt und der Fund bloßgelegt worden ist. Die Commissare bewilligen für jeden werthvollen Fund, je nach seiner Größe und Bedeutung, Gratificationen von 5 bis 10 Franken, um die Aufmerksamkeit der Arbeiter anzuspornen. Es kommen aber auch Degradationen vor. Wenn einer der Bevorzugteren unachtsam ist oder einen Schnaps zu viel getrunken hat, so ist es vorgekommen, daß er mit der Hacke dem Kopfe eines Gottes oder dem Faltenwurfe einer Gewandstatue eine Schramme versetzt, wenn nicht gar ärgere Verletzungen angerichtet hat. Dann scheidet er sofort aus der Zahl der besser bezahlten aus und wird unter den Troß der anderen Gräber zurückversetzt.

Hinter diesen ordnen sich diejenigen, welche die aufgeworfene Erde von dem Plane wegkarren. Diese Erdmassen werden nach und nach zu einer Verlegenheit. Den einen Theil schüttet man an die tief eingeschnittene Uferböschung des Kladeos, so daß dieses schnellströmende Flüßchen eingeengt und weiter westwärts getrieben wird. Man rechnet darauf, daß der Kladeos sich diesen Zwang nicht gefallen lassen und beim nächsten reißenden Hoch-

wasser die ganze Masse wegspülen und hinab in den Alpheios führen werde. Die andere Hälfte des ausgegrabenen Bodens karrt man zum Alpheios hin, der tief unterhalb der Aufschwemmungsterrasse, die er selbst gebildet, in breitem, zerfasertem Bette dahinrollt. Hier ist Raum genug, die Sandmassen hinabzuschütten und auch von dort könnte eine günstige Hochfluth sie wohl gelegentlich hinwegwaschen. Regnet es, was ja während der hiesigen Winter sehr oft vorkommt, so müssen die Arbeiten ruhen, schreibt, was sich vielleicht noch öfter ereignet, die griechische Kirche einen Feiertag vor, so kommt ebenfalls Niemand zur Arbeit auf den Plan; dadurch verlangsamt sich die Ausführung des Werks beträchtlich. Freigelegt ist bis jetzt zuerst der große Zeustempel so weit in seiner Umgebung, wie höchstens die herabfallenden Bauglieder und Kunstwerke von den zerstörenden Elementen geschleudert sein können, dann hat man eine Anzahl von Gräben nach allen Richtungen hin gezogen, wie Fühlfäden gleichsam, um den Boden auszukundschaften. In diesem Jahr ist man mit solchen Fühlern glücklicher gewesen als im vergangenen, wo man dabei gar nichts entdeckt hat. Unverzagt dringen die Commissare weiter und weiter vor. Steter Meinungsaustausch mit Berlin, vor Allem aber eigene Besprechungen unter sich stellen diejenigen Richtungen fest, in denen man zunächst vorgehen will. Je weiter das Werk vorrückt, desto mehr Anhalt gewähren die gemachten Entdeckungen, desto sicherer kann man fernere

Wege einschlagen. Genaueste Kenntniß des früheren Altisbodens, feine und scharfsinnige Beobachtungsgabe, kundiger Blick und geschultes Combinationstalent gehören aber dazu, um aus der Art, dem Umfange und der technischen Beschaffenheit einzelner Mauerreste, Werkstücke und Steinbrocken das einst Gewesene herauszuerkennen, das Neuere von dem Alten zu scheiden, jedem der Architekturfunde richtigen Namen und Platz anzuweisen. Jeden Freitag wird dann über die Ergebnisse nach Berlin berichtet, an jedem zweiten Sonnabende versammeln sich die Arbeiter vor der Holzbaracke am Fuße des Kronoshügels, in der eine Schenke sich befindet, um dort ihren Lohn zu erhalten. Mit den Taschen voll Geld ziehen sie dann in die Berge ihren Heimathsdörfern zu und verkünden den Ruhm des großen deutschen Reiches, welches hier Leben, Verdienst und eine Menge fremder Besucher in die bisher gänzlich eingeschlummerte Küstenlandschaft des Peloponnes bringt. Auch der Tischler, der Bretter und Planken zu Packkisten und andere Lieferungen für das Werk braucht, der Gypsgießer in seinem Schuppen, der die Kunstwerke abformt, der Photograph, der sie aufnimmt, sind mit ihrem verschiedenen Bedarf gute Kunden für die Landleute, die Druvioten oben verdienen noch eine Menge Geld mit den Pferden, die sie stets gesattelt und gezäumt hinabschicken auf den Plan der Ausgrabungen zur freien Verfügung der Reitbedürftigen, die für jedes Hinaufreiten einige Groschen nach fest abgemachten

Sätzen bezahlen. Der archäologische Commissar und der Baumeister haben ihre bestimmten Dienstpferde auch zum Privatgebrauche, die Pferderechnung der beiden Assistenten wird vom Reiche bezahlt; wer sonst den steilen Pfad zum Dorfe hinaufreiten will, zahlt es natürlich selbst. Sehen wir uns nun die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabungen an.

Der Tempel des olympischen Zeus hat auf einer Bodenanschwellung der Ebene zwischen dem Kronoshügel und dem Alpheios, näher dem Flusse als dem Berge gestanden. In der geöffneten Gruft sehen wir ihn oder vielmehr seine Trümmer vollständig und übersichtlich vor uns liegen. Dennoch finden wir uns zuerst schwer zurecht in dem Steingetrümmer. Auf mächtigem Sockel von behauenen Quadern steigt der Unterbau aus dem Boden stufenförmig rings hinan zu der Sohle des Heiligthums. Da wurzeln in dieser noch die Stümpfe einzelner Säulen, da erkennen wir Ordnung und Maße noch aus den Trümmern, die am Fußboden haften. Die Massigkeit der Bauglieder entnehmen wir aus deren Brocken, aus den Trommeln der Säulen, aus den Kapitälen und Gebälkstücken, die wie riesige Felsmassen umherliegen. Allmälig klärt sich dem erstaunten Blicke das Gewirr unter Deutung des kundigen Führers. Was er aber selbst nur zu vermuthen vermag, ist uns ein völliges Räthsel. Als ob die Hand eines Kindes eine Schicht aufgesetzter Dominosteine leicht umgeworfen, so liegen hier die colossalen Trommeln jeder Säule

nebeneinander, und zwar diejenigen auf jeder Seite nach ihrer Himmelsrichtung hinausgeworfen über den Fußrand des Unterbaus. Man ist versucht zu glauben, daß die zerstörende Kraft vom Mittelpunkt des Tempels aus gewirkt habe, um jede der Säulenschichten so hinaus auf den Erdboden zu schleudern, daß die umgeworfenen jetzt wie Strahlen daliegen, die von der Basis des Tempels ringsum ausgehen.

Das Innere desselben, die gesammte architektonische Anordnung ist klar und längst bekannt. Hier überrascht uns kaum wesentlich Neues. Wir treten von Osten her die Stufen hinanschreitend, in die Vorhalle, finden noch Spuren auf der Stelle, wo die Broncethüren den Eingang in die Cella so lange verschlossen gehalten bis die Zeit der heiligen Feier gekommen, während der das ganze Volk die Wohnung des olympischen Zeus schauen konnte, der im Hintergrunde des Tempels, von Gold und Elfenbein strahlend, auf seinem Thronsessel saß. Wir sehen den Steinsockel, auf dem dieser Thron sich erhoben, finden heute noch die Stümpfe der äußeren und inneren Säulen, die Basen der Cellawände so fest an Ort und Stelle, daß es geringer Einbildungskraft bedarf, um uns eine Vorstellung von den Formen und Verhältnissen des Tempels zu machen. Zwar theilten zwei schlankere Säulenreihen das Innere der Cella hier auch in drei Schiffe, diese beiden Säulenreihen waren aber so nahe an die Wand derselben gerückt, daß die Seitenschiffe nur wie schmale Gänge erscheinen, bestimmt

die lichte, hohe, weite Mittelhalle, in welcher der Gott wohnte, zu umrahmen und dadurch noch glänzender hervortreten zu lassen. Von den kleineren Säulen, die auf diesen inneren ruhten und oben einen Umgang bildeten, von dem man hinabblicken konnte auf den heiligen Ort, ist wenig und dies nur in verschleppten Trümmern zu finden, ebenso wenig von denjenigen, welche die Dachöffnung umschlossen, aus der eine Fülle von Licht auf den Gott und sein Haus herniederströmte. Doch findet man von diesen Einzelnheiten wenigstens Spuren; keine indessen von der Decke, die dem Ganzen zum inneren Dache diente. Die meisten Ueberreste hellenischer Tempel weisen solche steinerne Deckplatten, gewöhnlich kassettenartig gebildet, auf. Das gänzliche Fehlen derselben an dieser Stätte bringt die Kundigen auf die Vermuthung, daß das Olympieion vielleicht eine mit Erz stark verzierte Holzdecke gehabt haben möge, die durch Gewitterschläge und Feuersbrünste, deren Spuren wir noch an einzelnen Stellen wahrnehmen, völlig zerstört worden sein mag.

Diese gesammte architektonische Gliederung ist bekannt und war auch im vorigen Winter bereits klar gelegt. Bei ihr überrascht uns jetzt nur das Material, aus dem der würdigste aller hellenischen Tempel, das größte und reichste Bundesheiligthum des gesammten Griechenland erbaut worden ist. Die Alten nannten jeden Stein, der nicht Marmor war oder einer der bekannten edlen Arten angehörte, Poros. Die archäologische

Wissenschaft unserer Tage liebt es, diese Bezeichnung beizubehalten. Dieselbe ist aber so vieldeutig und unwissenschaftlich, daß man sich allgemein entschließen sollte, dem guten Beispiel Einzelner zu folgen, die jetzt das Baumaterial nach seinen modernen Namen bezeichnen und dadurch weit größere Klarheit in die Beschreibung bringen. Dieser Poros ist ein loser Muschelkalk, der aussieht wie eine Unmasse leicht zusammengeklebter großer und kleiner Muscheln, deren Form und Structur man in jedem Bruchstücke noch deutlich erkennt. Es bricht dieses Material in den Olymposbergen des nahen Griechendorfs Miraka und ist wohl der Bequemlichkeit wegen genommen worden. Zu feinerer Bearbeitung erweist es sich gänzlich ungeeignet, seine rauhen Flächen wären selbst zu großen architektonischen Werkstücken nicht recht benutzbar. Deshalb ward es damals mit einem feinen, festen Stuckkleide überzogen, von dem wir heute noch Spuren an Kapitälen, Säulen und Architravstücken entdecken. Wo dieser Stuck aber verschwunden, da nagt, zehrt und frißt Luft oder Wasser eifrig an dem mürben Muschelgebröck, welches diesen Angriffen wenig Widerstand entgegensetzt. Manche der umherliegenden Trümmer sind bereits völlig formlos geworden, wenige Jahre dürften das Zerstörungswerk erheblich fördern.

Der letzte Winter hat aber dennoch auch in Bezug auf den Zeustempel selbst neue und interessante Entdeckungen gebracht. Früher war der Boden noch nicht völlig, sondern nur so weit blosgelegt, daß man den

Fußboden des Olympieion betreten konnte. Die eigentlichen Basen und Sockel ruhten damals noch im Schoße der Erde. Jetzt ist Alles abgeräumt. Da erkennen wir, daß man vor die Vorderfront eine breite Rampe gelegt hat, eine erhöhte Plattform, welche den Aufzügen, den Priestern, dem Volke wahrscheinlich zur Tribüne gedient hat. Noch wichtiger aber ist die Entdeckung, daß auf dieser Rampe mitten vor dem Eingange zum Tempel ein Altar errichtet gewesen ist, wie deutliche Spuren ergeben. Dieser Altar beweist, daß der Ort bereits lange vor Erbauung des Tempels eine Stätte heiliger Culte gewesen ist. Curtius, der ohne von diesem Altar etwas zu wissen, den Tempelort als eine uralte Stätte des Zeusdienstes bezeichnet, hat somit vollständig Recht behalten. Was er von dem großen Aschenaltar des Zeus sagt, mag theilweise auch wohl auf diesen vor der Tempelpforte errichteten anwendbar sein. „Der olympische Gott wurde nach pelasgischem Glauben ursprünglich ohne Tempel und ohne Bild angebetet, als ein in der Natur unsichtbar waltender Geist; der olympische Gottesdienst war wesentlich Altardienst. Das Olympieion war nur in den Festzeiten geöffnet und nur für Festhandlungen bestimmt; an dem Altare aber opferten nicht nur Alle, welche kämpfen oder Orakel haben wollten, sondern das ganze Jahr hindurch wurde er von Fremden und Einheimischen zur Gottesverehrung benutzt.“ Aus dem Vorhandensein dieses zweiten, der wissenschaftlichen Forschung bisher nicht bekannten Altars

vor der Tempelfront erklärt sich vielleicht auch die ungewöhnliche Lage des andern großen, aus Asche gebildeten Opferaltars, von dem Curtius bemerkt: „er lag nicht, wie es gewöhnlich war, vor dem Haupttempel, so daß bei geöffneten Thüren das Angesicht des Gottes dem Altare zugewandt war."

In der nächsten Umgebung des Zeustempels sehen wir jetzt, nachdem der Boden vollständig abgeräumt, klar und deutlich die Fülle der Weihgeschenke, die in drei- und vierfachen Reihen zu dichten Gassen geordnet, das Heiligthum umstehen. Nur der hohe dreieckige Aufbau der Nike war genau bekannt. Die Statuen der Sieger, die Säulen, an denen in Erz gegrabene Inschriften und Verträge geheftet waren, die Thiergruppen, Dreifüße, Götterbilder und andere Weihgeschenke, welche hier von einzelnen Bundesgliedern, von hellenischen Städten und fremden Colonien gestiftet waren, sind freilich alle bis auf geringe Ueberreste verschwunden oder wenigstens noch nicht aufgefunden worden. Aber die Basen liegen jetzt alle frei zu Tage und gestatten interessante Schlüsse. Da sehen wir Nischen, in deren Halbrund die Gestalten einen Rahmen gefunden haben, breite geräumige, von Marmorplatten gemauerte Sockel, die der Aufstellung umfangreicher Gruppen hinreichend Raum gewähren, da graben sich in eine Steinbasis die Hufe des ehernen Stiers ein, dessen Horn und eines Ohr man nebenbei im Schutt gefunden hat. Schmale und breite, eckige und runde solcher Marmorbasen umstehen

besonders an der Ostseite den nächsten Tempelbezirk, dicht drängen sie sich an einander, nur schmale Gassen freilassend für das herbeiströmende Volk, und diese Gassen waren wahrscheinlich noch bepflanzt mit Platanen, Palmen und Oelbäumen. Noch liegt vielleicht eine große Zahl dieser Weihgeschenke und Monumente in Sockeln und Ueberresten unter der verhüllenden Decke begraben, aber dennoch ist das in diesem Winter Gefundene völlig genügend, uns eine Vorstellung von dem mit Kunstwerken aller Art und jeder Größe geschmückten Boden der Altis geben zu können.

Noch Anderes aber hat dieser letzte Winter enthüllt. Das Vorhandensein byzantinischer Ansiedelungen auf der Alpheiosebene von Olympia war bereits früher durch aufgefundene Mauertrümmer und spätere kunstlose, von Steinbrocken ohne Mörtel zusammengeklebte Hüttenbauten erwiesen. Jetzt liegen diese architektonischen Zeugen von dem Leben und Treiben der altchristlichen Nachkömmlinge klar zu Tage, denn erst der Boden selbst hat über sie genaue Auskunft zu geben vermocht. In den allerersten Jahrhunderten christlich-byzantinischer Herrschaft hat diese Stätte zu einem festen Stützpunkt für kriegerische Operationen, zu Vertheidigungszwecken gedient. Der Tempel, der also damals noch in seinen Haupttheilen aufrecht gestanden haben muß, hat offenbar die Nordwestecke, eine Art Thurm oder Castell der Anlage gebildet. Von ihm als Ecke ausgehend, zieht ein mächtiges Mauerwerk südwärts, ein anderes nach Osten

zu, und beide vereinigen sich mit zwei anderen zur Umwallung einer oblongen Bodenfläche, deren Nordwestecke der Tempel bildet. Um der Mauer die gewünschte Dicke zu geben, hat man dieselbe aus zwei äußeren Futtermauern gebildet, zwischen die dann, wie in eine Wurst, alles vorhandene, leichter bewegliche Steinzeug gefüllt wurde. Aber keins von den gewaltigen Baugliedern des Tempels ist zu solcher Füllung benutzt worden, wahrscheinlich weil dieser damals noch völlig aufrecht stand. Die kleinen Säulchen, die zerbrochenen Bauglieder, Werkstücke und Ornamente, ja selbst Kunstwerke, die wir in jener Füllung vorfinden, stammen entweder von den Obergeschossen und inneren Theilen des Tempels oder von den anderen kleinen Heiligthümern, die damals vielleicht schon in Trümmern umherlagen. Diese einen oblongen Raum umschließende Mauer geht unbekümmert über die Basen der Weihgeschenke, die ihr im Wege gelegen, hinweg, sie achtet nirgends auf das Vorhandene, sondern verfolgt nur ihre Zwecke. Der Boden war, als man sie errichtet, durch Flußschlamm also noch gar nicht und überhaupt nur so viel durch Bauschutt erhöht, wie alle verfallenden Gebäude solchen in ihrer Umgebung ablagern.

Wieder verging die lange Zeit von mehreren Jahrhunderten. Auch diese byzantinische Befestigungsmauer war bereits zum Theil verfallen, auch ihre Trümmer bedeckten hier und da den Boden. Da hat ein anderes Geschlecht sich auf ihm seßhaft gemacht, ein rohes Volk,

vielleicht mit slavischen Elementen gemischt, vielleicht verkommene Byzantiner. Sie kleben aus dem aufgesammelten Geröll stil- und systemlos Steinhütten an die Ueberreste der alten Bauten, Behausungen zu den niedrigsten Nutzzwecken. Weder Cultstätten, noch Vertheidigungsanstalten sind nachweisbar. Wo die alte Bizantinermauer von Zeit zu Zeit thurmartig vorsprang, da nisten diese am liebsten, weil sie da eine Ecke fanden, die ihnen eine Mauer ersparte. Kein Bauglied, kein Schmuckstück des Tempels oder der andern Heiligthümer findet man in den plumpen, losen Mauern dieser rohen Ansiedler verwendet, nichts deutet mit irgendwelcher Sicherheit auf die Zeit hin, in der diese Nester an die älteren Bauwerke geklebt sein können. Jahrhunderte aber mögen wohl wieder nach Errichtung jener Befestigungsmauer verstrichen sein, weil diese auch schon wieder theilweise in Trümmer gelegen, als jene letzten Colonisten in's Thal gekommen sind. Mit Staunen und Verwunderung aber erfüllt uns die Wahrnehmung, daß auch diese neuen Jahrhunderte vergangen sind, ohne den ursprünglichen Boden des Altis zu erhöhen. Die Wohnungen des Volkes, welches zuletzt hier gehaust hat, stehen mit dem Tempel und der Byzantinermauer auf ganz derselben Grundfläche, höchstens wieder etwas erhöht durch den Trümmerschutt der verfallenden Bauwerke. Der Alpheios scheint also während jener ganzen Zeit sein Verhüllungswerk noch nicht einmal begonnen zu haben. Auch keiner der jetzt am Boden verstreut liegenden gewaltigen Tempel-

reſte iſt von dieſen Barbaren überbaut oder irgendwie benutzt worden.

So iſt die Annahme kaum abzuweiſen, daß der große Zeustempel auch zu dieſer ſpäteren Zeit noch völlig aufrecht geſtanden hat. Sein Dach mag eingefallen, die Giebel zertrümmert, einzelne der kleineren oberen Bautheile bereits hinabgeworfen geweſen ſein; jener Volkshaufen aber, der im dunklen Mittelalter an dieſer Stelle des Alpheiosthales ſich angeſiedelt, hat die Säulen noch aufrecht, den Tempelbau noch in ſeiner ganzen großartigen Gliederung vorgefunden, in deſſen heiligem Schatten er zu niſten beſchloß. Weiter fehlt dann jeder Anhalt. Gewiß nicht ein einziger gewaltiger Stoß hat ihn umgeworfen. Erdbeben, Stürme, Feuer und Waſſerfluten mögen mitgeholfen haben ein Stück nach dem andern zu zerſtören. Zuerſt ſind natürlich die loſeren, kleineren, leichteren Steine herabgefallen, die Giebelgruppen, die Metopen, die Traufrinnen und Regenſpeier. Man hat ſie tief unterſt aus der Fundſchicht hervorgezogen, und was man neuerdings gefunden, war von Anderem überdeckt. Wahrſcheinlich ſind dieſe Sculpturenfunde noch nicht beendet. Denn um die Situation klar zu erhalten, hat man die rieſigen Säulentrommeln aus Muſchelkalk, die natürlich zuletzt eingeſtürzt ſein müſſen, feſt auf ihrer jetzigen Lagerſtätte gelaſſen, ſogar die Schuttſchicht nicht entfernt, die ihnen als natürliche Unterlage dient. Wird dieſe aber einmal weggeräumt, ſo dürften dort noch manche Gliedmaßen der marmornen Götter und Heroen

zum Vorschein kommen, deren man zur Ergänzung der Giebelgruppen bedarf. Die Technik des Kalkbrennens kannten die späteren Ansiedler glücklicherweise hier nicht, in die Kalköfen wie anderswo sind also voraussichtlich keine Marmorbildwerke gewandert.

Ebensowenig wie die spätere Geschichte dieser Flur ist aber die frühere genau zu ergründen. Daß eine noch ältere Cultur auf diesem Boden heimisch gewesen, beweisen jedoch zahlreiche Broncen, die unterhalb der jetzigen Fundschicht, also auch unterhalb der Altisbodenfläche, gefunden worden sind. Kleines Hausgeräth, Zierrathen, Schmuck und Idole von kunstloser, fast garnicht durchgebildeter Form hat die Tiefe der Erde in diesem Winter herausgegeben und dadurch der wissenschaftlichen Forschung wieder neue Perspectiven eröffnet.

Auch auf andern Punkten der olympischen Altis hat die eben beendete Arbeitsperiode wichtige Ergebnisse gebracht. Von der Westfront des Zeustempels zum Ufer des Kladeos hin war einer jener Fühlgräben gezogen worden, durch die man den Ueberschwemmungsboden auskundschaftet. Dort traf man bald auf das Gemäuer einer byzantinischen Kirche, die also westlich von jenem Tempel und zwar zwischen diesem und dem Kladeos, nahe an der Stelle gelegen ist, an die man die Eingangspforte zu dem heiligen Gebiete setzt. Der alte Bau ist völlig freigelegt. Diese Kirche, von deren Vorhandensein frühere französische Ausgrabungen bereits Kunde gegeben hatten, enthält alle Einzelheiten einer altchristlichen Basi-

lika, also einen ummauerten Vorhof, zu dem von Westen her seitlich ein Portal führt, einen dreischiffigen Langbau, dahinter eine nischenförmig gerundete Absis mit Chorschranken. Das Erdreich hat sich an dieser Stelle zu hellenischer Zeit vom Zeustempel aus entschieden etwas hinabgesenkt, deßhalb mögen hierher auch geringere Ueberflutungen bereits gedrungen sein. Denn wir finden den ersten tieferen Fußboden des Gotteshauses in späterer Zeit überhöht und diesen höheren mit Steinplatten belegt, die ihren schwachgerundeten Profilen nach zu urtheilen wohl von einem antiken Rundbau stammen mögen. Auch die Schwelle der jetzigen Eingangspforte liegt mehrere Fuß über dem ältesten Flur der Vorhalle. Diese altchristliche Kirche ist kaum gemeinsam mit jener vorhererwähnten byzantinischen Befestigungsmauer zu denken, die den Zeustempel als Eckthurm benutzt hat, denn dann würde man die Kirche doch wahrscheinlich in das geschützte Oblong gezogen haben. Sie kann aber auch wohl nicht aus der späteren Zeit stammen, in der das rohe Volk, jene Art peloponnesischer Wasserpolacken hier überall ihre Nester angeklebt haben, denn dazu ist die Bautechnik eine zu gute, die Stilform zu rein und überdem haften auch an ihrer Außenseite die Schmarotzerbauten, die wir drüben in der Nähe des Zeustempels finden. Genaueres, als daß diese Basilika aus den ersten Jahrhunderten christlicher Herrschaft stammt, ist bisher noch nicht festzustellen gewesen.

Aber auch hier hat die Nachforschung bis auf den

tiefsten Grund erst die allerwichtigsten Ergebnisse geliefert. Der leichtere Steinbau der Kirche steht auf einem antiken festgefügten Mauerwerke von schweren Quadersteinen, welches aus dem ursprünglichen Altisboden ungefähr 4 Fuß hervorragt. Offenbar hat man also zum Kirchenbau diese antiken Reste benutzt und jenen denselben so genau angepaßt, daß alle vier Außenmauern der Kirche auf diesem Steinsockel sich erheben. Man hat also mit dieser Basilika zugleich eins der antiken Heiligthümer aufgefunden, welche Pausanias noch etwa 600 Jahre nach deren Erbauung gesehen hat und beschreibt. Aber welches? Darüber hat man sich lange den Kopf zerbrochen. Ein Tempel kann hier kaum gestanden haben, denn der obere Rand des alten Quaderbaues ist ringsum gleichmäßig wie mit einem Lineal abgeschnitten. Die Reste einer Tempelwand wären indessen hier höher dort niedriger stehen geblieben und die Byzantiner hätten gewiß auch die höher stehengebliebenen Quadern für ihre Kirche benutzt. Also muß jenes alte Mauerwerk überhaupt nirgends höher als etwa 4 Fuß gewesen sein. Auch an die Basis eines großen Altars ist schwerlich zu denken, denn diese würde nicht aus einer bloßen Umfassungsmauer, sondern aus einem vollen Fundament bestanden haben. Deshalb ist man zu der Ueberzeugung gekommen, hier eins der Heroenheiligthümer aufgefunden zu haben, die eine schön umfriedigte Cultstätte bildeten, einen ummauerten Hof, innerhalb dessen Statuen und anderer künstlerischer Schmuck

aufgestellt war. Die Mauer mag niemals höher gewesen sein, weil sie ja nur umschranken, nicht das Innere dem Blicke gänzlich verbergen sollte. Vielleicht standen auf ihr dann Säulen, auf denen oben Gesimse, Friese, eine Sima, überhaupt schmückende Bauglieder ruhten, so daß das Ganze denjenigen Bauschöpfungen einigermaßen geglichen haben mag, mit denen die moderne Architektur heute vornehme Parks einfriedigt. Auch die Thatsache, daß man gerade an dieser Stelle eine große Anzahl schöner Terracotten-Ornamente aus allerbester Zeit gefunden hat, bestätigt solche Vermuthung. Es sind das Theile von Kranzgesimsen, Friesen, Stücke einer Sima mit wasserspeienden Löwenköpfen, theils polychrom schwarz, gelb, röthlich, theils relief mit Blattwerk, Palmetten und Borten ornamentirt. Einzelne Stücke dieser herrlichen Terracotten sind als Zierrath in die Mauer der Kirche eingelassen, viele waren im Boden verstreut. Täuscht man sich in allen diesen Voraussetzungen nicht, so möchte in der antiken Quadermauer das Heiligthum der Hippodameia, der einheimischen Heroine gefunden sein, mit der der jugendliche Pelops sich verband. Alles stimmt ziemlich genau. Es war das ein mit einer Mauer umfriedigter Raum von 100 Fuß in's Gevierte, in welchem die Frauen jährlich eine Gedächtnißfeier der Hippodameia hielten. Daneben war ein halb kreisförmiges Postament, auf dem Zeus zwischen Thetis und Eos stand, die beide den Gott um das Leben ihres Sohnes anflehten. Griechische und troische Helden standen in

weiterem Halbrund rings umher. Von da mögen dann vielleicht auch die gerundeten Profile der offenbar antiken Fußbodenplatten stammen, mit denen die Kirche ausgelegt ist. Bisher war es nicht gelungen, die Mauerlüke zu entdecken, welche den Eingang in dieses Hippodameion gebildet hat. Jetzt bestätigt, wie man hört, sich auch die damals schon gehegte Vermuthung, daß dieser Eingang von der Absis und den Chorschranken der Kirche überbaut gewesen ist. Wie um den Zeustempel laufen auch hier rings am Boden Wasserrinnen hin, welche den Regen weg- und wahrscheinlich in den Alpheios leiten.

Auf der Bodenfläche, welche zwischen dem Zeustempel und dem Fuße des Kronoshügels sich ausbreitet, wird man nun zunächst die Spuren der anderen heiligen Stätten zu suchen haben. Noch in den allerletzten Tagen meines Aufenthalts war übrigens ein Halbrundbau ans Tageslicht gebracht worden, der weder der ältesten, noch der byzantinischen, sondern der nachhadrianischen römischen Kaiserzeit angehört. Die Römer hatten bekanntlich nach der Eroberung Griechenlands auch von diesem Bundesheiligthum Besitz ergriffen, seine Cultübungen, Feierlichkeiten und Wettspiele zu den ihrigen gemacht. Hadrian besonders und nach ihm Herodes Atticus widmeten dem Leben der Griechen viel Interesse, suchten nach ihrer Weise und nach ihrem Geschmacke die Tempel und Feststätten zu schmücken. Ueber der alten, einfach reizvollen Mosaik von farbigen Kieseln im Olympieion hatten sie einen Fußboden von kostbarem farbigem Marmor gelegt,

etwas erhöht über der Altisebene am Fuße des Kronoshügels ein Exedra erbaut, von der aus man einen prachtvollen Ueberblick über die erhabenen Gefilde genossen haben muß, die Tempel, Statuen, Götterbilder, Gruppen und heiligen Haine, welche die Altis füllten.

Die Suche auf dem Gebiete zwischen Zeustempel und Kronoshügel scheint sehr bald die Arbeit gelohnt zu haben. Die Nachricht, daß man hier die Ueberreste des Heratempels und darin Bildwerke des Praxiteles gefunden, muß jeden, der sich für das nationale Unternehmen interessirt, besonders aber denjenigen mit großer Freude erfüllen, der aus eigener Anschauung den Eifer, die Umsicht, die Berufstreue und Berufsfreude unserer dort arbeitenden Gelehrten und Techniker kennt. Der Posten, auf den man sie gestellt, ist kein leichter. Furchtbar hat das mörderische Klima an der Gesundheit und dem Leben dieser Pioniere wissenschaftlicher Forschung gerüttelt. Der Baumeister, der im vorletzten Winter dort gearbeitet, ist mit siechem Körper in die Heimath zurückgekehrt, der Commissar der griechischen Regierung, Dimitriades, lag schwer und aussichtslos erkrankt darnieder, einer der Aufseher war durch plötzlichen Tod mitten in der Ausübung seines Berufes hingestreckt worden, der archäologische Commissar hütet sich mit größter Sorgfalt vor einem Rückfall in die schwere klimatische Krankheit, die ihn im vorigen Jahre ergriffen, auch die anderen alle klagen über körperliche Leiden, wenigstens über starke Erschlaffung. Für alle diese der Wissenschaft ge-

brachten Opfer mag sie denn das Bewußtsein einigermaßen entschädigen, daß dieselben nicht vergeblich gewesen sind, daß besonders die Arbeiten dieses letzten Winters die Unternehmung ihrem Ziele erheblich näher gebracht haben. Wir wollen nur hoffen, daß ihnen von oben her nicht ferner unnöthige Schwierigkeiten bereitet werden mögen. Denn bis heute wird bei der Leitung dieser olympischen Ausgrabungen das einst viel bespottete System des Hofkriegsrathes befolgt. Die anordnende Instanz sitzt in Berlin, sie ist das Direktorium, die ausführende arbeitet in Druva-Olympia. Jede Anfrage braucht eine volle Woche Zeit um an ihr Ziel zu gelangen, jede von Berlin ertheilte Directive ebenso lange. So vergehen zwischen Frage und Antwort meist mindestens drei Wochen der kostbaren Zeit und die Thätigkeit der olympischen Commissare wird dadurch arg gelähmt. Das wird geändert, es wird den bewährten Kräften entschieden mehr freie Hand gelassen werden müssen. Sie haben in ihren Leistungen die hochgespanntesten Erwartungen übertroffen. Mehr und mehr entsteigt die Altis von Olympia ihrem Grabe, mehr und mehr bevölkert sich das Museum am Fuße des Kronoshügels mit edlen Marmorgestalten.

Funde.

Der Vertrag, den das deutsche Reich mit der griechischen Regierung abgeschlossen, spricht alle in Olympia gefundenen Kunstwerke und Inschriftstafeln der Letzteren zu. Deutschland tritt hier hochherzig und uneigennützig für die Wissenschaft, für Erforschung der antiken Cultur und Geschichte ein, es verzichtet auf allen aus seinen Arbeiten hervorgehenden Besitz und läßt sich an denjenigen Resultaten genügen, die der ganzen Welt zu gute kommen. Da sollte man unsere Zeit doch nicht ferner anklagen, daß sie allen idealen Bestrebungen abhold sei, nur Materielles erreichen und fördern wolle oder könne, daß unser Volksgeist sich im Rückgange befinde, auf dem Wege in den Sumpf byzantinischen Lotterlebens. Wir unsererseits würden die scheinbare Härte des Vertrages nicht beklagen, wenn wir die Ueberzeugung gewinnen könnten, daß alles in Olympia Gefundene der Forschung und dem Genusse der ganzen Welt zugänglich gemacht, in Athen seiner würdig aufgestellt werden würde. Daß man daran zweifeln muß, ist allerdings beklagenswerth.

Bis heute liegen alle Sculpturen noch ziemlich ungeordnet in dem großen Schuppen umher, den Deutschland hat erbauen müssen. Wiederholt sind schon Vergrößerungen dieses Bretterbaues nothwendig geworden, denn die Ernte, welche die Tiefe des Bodens geliefert, war eine über jede Erwartung reiche. Aber selbst für den vorjährigen kleineren Theil derselben war zu einer geordneten Aufstellung kein Raum vorhanden, wir vergessen niemals, daß wir uns auf einer Arbeitsstätte, nicht in einem Museum befinden. Wird Griechenland nun später, sobald ihm der Vertrag dazu ein Recht giebt, Mühe und Kosten daran wenden, die Marmorcolosse aus dieser unwegsamen Gegend nach Athen schaffen, sie dort gut und zweckmäßig aufstellen, catalogisiren, der Welt zugänglich machen zu lassen? Wer das unruhige, hochfliegenden politischen Zielen nachringende, dabei völlig mittellose Land genauer kennt, kann hier einige Zweifel nicht unterdrücken. Es wäre nicht unmöglich, daß man über Streitereien und schönen Redensarten zu keinem Entschlusse käme, die Sculpturen hier jahrelang liegen ließe oder sie in Athen ungeordnet in eine Rumpelkammer würfe, wo nach einigen Jahrzehnten Niemand mehr über Fundort, Bedeutung und Zusammengehörigkeit derselben Auskunft zu geben weiß. Mehr schon ist auf diese Weise verloren gegangen. Das Beste wäre noch, wenn Griechenland, wie es in diesen Kriegszeiten bei einer ersten Theilung der Türkei wohl denkbar ist, seine Vergrößerungsgier befriedigen wollte und der Geneigtheit des deutschen

Reiches für solche Pläne durch Ueberlassung der olympischen Funde, natürlich gegen gutes Geld, zu Hilfe käme, Berlin würde durch solchen Besitz für die altgriechische Kunstforschung dann eine mindestens ebenso wichtige Stätte werden, wie das Britische Museum in London.

Denn es handelt sich um Bildwerke allerersten Ranges, welche hier an's Tageslicht gefördert worden sind. Aus der Zeit der höchsten und reinsten Kunstblüthe Griechenlands, der Zeit des Phidias und Praxiteles, sind nur sehr wenige Originalwerke uns erhalten geblieben. Die Sculpturen des Parthenon, die Karyatiden des Erechtheion, die Venus von Milo und vielleicht noch sehr weniges außerdem dürfte da zu nennen sein. Alles sonst ist entweder Nachbildung oder stammt aus weit späterer Zeit. Hier nun entsteigt eine Fülle von Gestalten dem Grabe, welches sie verborgen, aber auch vor dem Verderben geschützt hat, die alle unzweifelhaft jener Periode angehören, da Phidias mit seinen Schülern in der Alpheiosebene seine Werkstatt aufgeschlagen und aus den Marmorblöcken, die vom Pentelikon, von Sparta oder den Inseln des Archipelagus hierher gebracht wurden, jene Göttergestalten erschaffen hat. Die Welt kennt im gesammten Bereiche der darstellenden Kunst nichts Höheres, nichts Edleres, nichts von so einfacher, ruhiger, würdevoller Schönheit als die besten dieser Marmorgebilde, die hier an den Wänden des Bretterschuppens lehnen. Wir sind hingerissen, aber fast noch mehr überrascht und erstaunt beim Anblick dieser hoheitsvollen Gestalten, nicht nur der Götter

und Heroen, welche die Giebelfelder des Zeustempels gefüllt haben, sondern auch der Metopen, einer Athene besonders, die das behelmte Haupt zur Linken wendet und den linken Arm mit unbeschreiblicher Anmuth auf die Hand stützt, der bekannteren Atlasmetope und einer Anzahl kleinerer Bruchstücke von gleichem Adel der Form und des Ausdrucks. Denn wir glaubten eine ungefähre Vorstellung von dem Kunstwerthe der aufgefundenen Sculpturen durch die Gypsabgüsse im Berliner Museum empfangen zu haben, und diese war keine sehr günstige. Damals konnten wir nur schwer den Gedanken niederhalten, daß man die Schilderungen der olympischen Funde stark ins Schöne gefärbt, vielleicht nur Enthusiasmus geheuchelt habe, um dem einmal begonnenen Werke das Vertrauen und die Unterstützung des Volkes und seiner Vertreter zu erhalten. Wie uns ist es Vielen ergangen. Der Unterschied zwischen diesen Gypsen und den Originalen ist aber so unsagbar groß, so ungeheuer, daß vor einem aus der Betrachtung jener hergeleiteten Urtheile über den Kunstwerth der Funde garnicht genug gewarnt werden kann. Statt der Feinheit der Züge und der Gewandung, statt der maßvollen, edlen, ausdrucksvollen Bewegung, statt der anmuthsvollen Klarheit, die wir hier nie genug bewundern und auf unser Empfinden wirken lassen können, sehen wir im Gyps nur eine plumpe Andeutung der Formen, nur den schwachen Versuch einer Nachbildung, die kaum die Hauptsachen erfaßt. Die Nike des Paionios allein giebt auch

im Abguß eine Vorstellung von dem wundervollen Original, wenn sie dessen vollendete Schönheit auch lange nicht erreicht. Die Schuld, daß die Abgüsse soweit hinter dem Marmor zurückbleiben, mag zum großen Theil wohl an den Verhältnissen liegen. Es ist selbst für den geschickten Former gewiß nicht leicht in dieser Wildniß zu arbeiten, den Marmor auf diesem Boden und in dieser Umgebung so zu reinigen, daß in keinem Fältchen der Gewänder, in keiner Augenhöhle, in keinem Zuge des Antlitzes ein Stäubchen haftet, welches sofort das Nachbild verändert. Auch mögen die Arbeiter und Apparate hier minder gut functioniren als inmitten einer hilfreichen Cultur.

Auch in Betreff dieser Funde hat sich der letztvergangene Winter als ein außerordentlich fruchtbarer erwiesen. Nicht nur, daß eine große Anzahl neuer Bildwerke unter Schutt und Trümmern hervorgeholt worden ist, muß als das erfreuliche Ergebniß dieser Campagne gelten, sondern auch die Richtigstellung und Einordnung des meisten von den vorjährigen Ausgrabungen. Damals als nur hier und dort ein Torso, ein Gewandstück, ein Marmorbrocken zum Vorschein kam, war es ganz unmöglich, diesen ihre Stelle und ihren Namen anzuweisen. Hestia nannte man das Bruchstück einer einfach und ruhig gewandeten Frauengestalt, Coloß den riesigen Untertheil eines stehenden Mannes ohne mehr als rein äußerlichen Anhalt für diese Bezeichnungen zu haben. Was heute gewonnen, bringt also die indirecte

Bereicherung, daß es das Frühere ergänzt. Von den Einzelfiguren, den Götterbildern, Heroen, den Siegern im Ringkampfe, den Weihgeschenken, die die Flur der Altis dicht bevölkert haben, ist nichts gefunden worden, als jene herrliche Nike, die frei auf hohem, dreiseitigen Sockel schwebende Siegesgöttin, die Paionios geschaffen. Sie war schon im vorletzten Winter ausgegraben und bildete das Hauptstück unter der Ausbeute jener Periode. Sonst gehört alles Marmorbildwerk, was wir hier sehen, zu dem Schmuck des Zeustempels, es sind die Gruppen des östlichen und westlichen Giebelfeldes, einzelne Metopen und wasserspeiende Thierköpfe von der Sima des Daches.

Pausanias und nach ihm Curtius in seinem berühmten Vortrage über Olympia bieten der Forschung und Deutung insofern Anhalt, als sie erzählen, was an schmückendem Bildwerk der Zeustempel getragen hat. Die Metopen stellten die Thaten des Herakles dar. Im östlichen Giebelfeld „füllte Zeus selbst den mittleren Raum, die beiden Gruppen trennend, deren Wettkampf nach der achäischen Sage über das Schicksal des Landes entschied. Rechts vom Zeus der alte pelasgische König Oinomaos, neben ihm seine Gattin Sterope, die Atlastochter"; zur Linken Pelops und Hippodameia, die Tochter des Oinomaos, deren Besitz der fremde Heros im Kampfspiele errang. Dann zu beiden Seiten Wagenlenker, Viergespanne, Knaben und in den unteren spitzen Winkeln des Giebeldreiecks die liegenden Götter der

Flüsse Alpheios und Kladeos. Das war von der Anordnung der Gestalten berichtet und überliefert worden. Nun sind auf der Ostseite des Tempels eine Menge von Bruchstücken gefunden, im vorigen Winter zwei liegende und knieende Figuren, Theile einer männlichen und einer weiblichen Statue, die untere Hälfte des sogenannten Colosses. Das war immerhin eine schöne werthvolle Ausbeute, über die man sich sehr freuen durfte, viel gewonnen war damit indessen nicht für die Disposition der Gruppe des Ostgiebels. Da gab in dem letzten Winter der Boden den Suchenden Antwort auf viele der wichtigsten Fragen. Jetzt haben wir bis auf wenige Lücken das Sculpturenwerk der Hauptfront vollständig vor Augen. Höchst sinnreich ist die Methode, mittelst welcher man die einzelnen Funde in die Gesammtgruppirung einordnet. Der junge Bauführer, der dem leitenden Baumeister assistirt, ist ein überaus geschickter Zeichner. Er hat nach genau reducirten Maßen jede der Marmorbildsäulen, auch die in verschiedene Stücke zertrümmerten abgezeichnet, die nothwendigen Ergänzungen zu denselben, soweit die Funde für Haltung der Arme oder Hände, für die Stellung einzelner Körpertheile Anhalt bieten, ebenfalls auf das Papier geworfen und dann jede Einzelstatue ausgeschnitten. In demselben Verhältniß verkleinert wie diese Zeichnungen hat man dann die dreieckige Fläche des Giebelfeldes in Papier ausgeschnitten. Nun versucht man nach Art der bekannten Zusammensetzungsspiele unserer Kinder die Bildwerke nach Größe,

Bedeutung und dem Anhalt, den vorhandene Beschreibungen bieten, in den papiernen Giebel einzuordnen. Das Resultat ist ein über Erwartung günstiges. Der liebenswürdige Steinbrecht holt gern seine Papiermappe hervor und baut uns auf der Tafel des Technikon die Gruppe des Ostgiebels vollständig auf. Das orientirt uns so gut, daß, wenn wir diese Disposition einigermaßen im Gedächtniß behalten, wir unten im Schuppen jedem der zerbrochenen Kunstwerke sofort seine Stellung anweisen. So kommt zu der großen Freude am Einzelnen die noch größere am Ganzen, der gewaltigsten klassischen Kunstschöpfung, die uns aus der gesammten antiken Welt erhalten geblieben ist.

Die Kampfspiele der beiden Heroen, des eingeborenen Oinomaos und des eingewanderten Pelops unter dem Schutze des Zeus sollten in den Gruppengebilden des Giebelfonds dargestellt werden. Die vorher als Coloß bezeichnete untere Hälfte einer Gewandfigur gehört, wie diesjährige Funde erweisen, der hohen Gestalt des aufrecht stehenden Zeus an. Er nahm die Mitte des Giebels ein, einfach, frei und edel steht er da, hehr wie der höchste der Götter, als den man ihn sofort erkennt, obgleich das Haupt fehlt. Der alte Herrscher des olympischen Bodens, der Landeskönig Oinomaos, eine kräftige Männergestalt, bereits im vorigen Winter gefunden, ihm zur Rechten und daneben dessen Gattin Sterope, die schönste der Frauen dieses Giebels in einer Stellung, die an die sogenannte Thusnelda in den

Florentiner Loggien erinnert, den Kopf in die Hand gestützt, eine würdige anmuthsvolle Matrone. Der jugendliche Pelops, wie die Sterope erst in diesem Jahre unter dem Schutt hervorgezogen, ein herrlich stilisirter Jünglingskörper mit den Ueberresten eines behelmten Hauptes, befindet sich auf der andern Seite des Zeus; die irrthümlich als Hestia gedeutete strenggewandete Frau an seiner Linken ist Hippodameia, die Tochter des Oinomaos, die Pelops sich gewonnen. Diese fünf mächtigen Marmorstatuen nehmen die Mitte des Giebels ein, dann folgen auf beiden Seiten deren Viergespanne, schöne, voll ausgearbeitete Pferdeleiber die vordersten, die hinteren stark hervortretende Reliefs, alle sind sie Ergebnisse der diesjährigen Ausgrabungen. Die knienden jugendlichen Gestalten, anfänglich alle für Knaben gehalten, eine kürzlich als Mädchen erkannt, ungemein graciöse Bildungen, meist auch erst neuerdings zum Vorschein gekommen, gelten als Wagenlenker, Pferdehüter, Begleiter, sie ordnen sich harmonisch in die Gruppirung ein und bringen das bewegte Leben in dieselbe, welches den heroischen, ruhig neben einander gestellten Mittelfiguren fehlt. Was nun noch auf beiden Seiten folgt, war zwar schon im vorigen Winter bekannt, ist aber jetzt erst mit Sicherheit an die richtigen Stellen gebracht worden. Das größte Kopfzerbrechen haben zwei kauernd hingelagerte bärtige Männer verursacht, edle Köpfe, die mit sinnendem Ausdrucke und ernstem Blicke auf die zum Wettkampfe Geordneten schauen.

Newton, der Director des British-Museums, sieht in ihnen Seher, Mantis, die prüfend in die Zukunft blicken. Diese Erklärung ist eine schöne und sinnvolle, hoffentlich auch eine wahre. Vorher wußte man mit jenen bärtigen Männern nicht viel anzufangen. Der „Schwimmer" und die andere liegende Männergestalt in den beiden spitzen Winkeln des Giebels sind als Flußgötter des Alpheios und des Kladeos erkannt, so daß auch die räumliche Umgrenzung des heiligen Ringplatzes hier symbolisch zur Darstellung kommt. In dieser Gruppe des Ostgiebels haben wir die werthvollsten und hauptsächlichsten Resultate der künstlerischen Funde zu betrachten, nicht nur wegen der herrlichen Einzelnheiten, sondern auch weil wir in der Zusammenstellung, die hauptsächlich das Verdienst deutscher Arbeit, deutschen Geistes, deutscher Forschung ist, ein plastisches Gesammtwerk besitzen, welches in Betreff seiner formalen Vollendung und des aus ihm sprechenden künstlerischen Geistes die Münchener Aegineten weit übertrifft. Wir wollen nur wünschen, daß dasselbe einst ebenso gut aufgestellt werden möge wie diese.

Von dem westlichen Giebel ist erst so weniges aus dem Grabe hervorgezogen worden, daß ein ähnliches Vorgehen, wie es Steinbrecht mit so vielem Erfolge an dem östlichen eingeschlagen, hier noch unausführbar erscheint. Desto größeren Genuß gewährt dafür aber eine Betrachtung der Einzelnheiten. Der oft geschilderte Kampf zwischen Hellenen und Barbaren hat auch diesen

Tempelgiebel erfüllt. Ein Lapithenweib und ein Lapithenknabe, die von wilden Centauren weggeschleppt werden, will Pausanias erkannt haben. Gefunden ist zunächst ein Apollokopf; streng, ruhig, leidenschaftslos im Ausdruck, auch in den Formen von klassischer, fast etwas herber Strenge, erkennt der einigermaßen geübte Blick doch sofort die typischen Eigenschaften des Gottes, ja in gewissem Sinn schon seine Verwandtschaft mit dem späteren Nachkommen heraus, der nach seinem Standort Belvedere benannt ist. Dieser Apoll mag nach allgemeiner Annahme in der Mitte der Kämpfenden gestanden haben, entsprechend dem Zeus im Osten. Daneben haben wir bis jetzt nur Einzelgruppen voll stärkster dramatischer Handlung und einer Lebhaftigkeit, fast Leidenschaftlichkeit der Bewegung, wie wir sie sonst selten bei den Gebilden der antiken Plastik finden. Das eine Lapithenweib verschwindet fast unter dem Pferdekörper des Centauren, der die krampfhaft sich Wehrende wegschleppt, ein anderes, noch weit schöneres mit wundervollem Kopfe, auf dem die ernste, stumme Resignation zu herrlichstem Ausdrucke kommt, wehrt sich gleichfalls lebhaft gegen den leidenschaftlichen Räuber, von dem nur der Griff der einen Hand erhalten ist. Kleinere Stücke harren noch der Ergänzung, um mit Wahrscheinlichkeit gedeutet werden zu können.

Diese Marmorgestalten alle tragen noch Spuren, daß Spangen und Schmuckstücke, Bekleidungen und Waffen von schimmerndem Erze sie geziert haben, auch

leicht bemalt und vergoldet sind dieselben gewesen. So boten schon die beiden Giebelfelder dem Auge einen erhabenen, prachtvollen, künstlerisch harmonischen und schönen Anblick dar, eine würdige Vorbereitung auf die Herrlichkeit des Inneren. Denn über diesen Gebilden der Jünger und Schüler stand der Zeus des Phidias selbst, die hohe, milde Gottgestalt, „das höchste Ideal, zu dem sich die hellenische Anschauung von dem Lenker der Weltgeschicke erheben konnte", die auf einem Sessel von Gold und Edelstein, von Ebenholz und Elfenbein thronte. Sie ist längst zerstört und verschwunden, das bedeutendste aber, was sonst der Tempel an Kunstwerken enthalten, besitzen wir in diesen Giebelsculpturen, von denen Manches hoffentlich bei Weiterführung der Ausgrabungen noch ergänzt werden wird.

Alle diese Bildwerke stehen, liegen oder lehnen heute noch in dem Bretterschuppen, in dem der Gypsformer, der Tischler und der Verpacker arbeiten. Viel von der vollen Reinheit und Gewalt des Eindrucks geht natürlich verloren durch die Mühe, die der Beschauer hat, um sich jede Einzelnheit an die richtige Stelle zu denken, die Bruchstücke im Geiste zusammenzufügen, den am Boden liegenden Stümpfen beizukommen. Der Verschlag hat bereits wiederholt vergrößert werden müssen, reicht indessen immer noch nicht aus. Während unserer Anwesenheit Ostern 1877 gab die Erde am Fuße des Kronoshügels an einem Tage eine ganze Versammlung römischer Gewandstatuen heraus, denen später noch an-

dere folgten. Diese wurden zunächst in eine Art Pferch gesperrt, eine Umzäunung unter freiem Himmel, die erst später besseren Schutz erhalten hat. Es ist allerdings nur gute Dekorationsarbeit in diesen Bildsäulen, aber doch solche, die von nicht geringem Geschick und vielem Geschmack zeugt. Besonders flott und frei ist eine weibliche Gestalt gemeißelt, die den Matronen von Herculaneum in keiner Weise nachsteht. Meist finden sich oben im Rumpf Vertiefungen, in die die Köpfe zapfenartig eingesetzt worden sind. Daraus könnte man schließen, daß die Bildsäulen vorräthig gefertigt und erst später mit Porträtköpfen versehen wurden. Man hat diese Togafiguren wohl in die Zeiten des Marc Aurel und des Herodes Atticus zu versetzen, sie als bildnerischen Schmuck für die halbrunde Nischenwand der Exedra am Fuße des Kronoshügels zu denken. Der kalte äußerliche Pomp der Imperatoren mag aber gewaltig abgestanden haben gegen die frisch und lebendig aus dem Volke hervorgewachsene griechische Kunst, deren herrlichste Schöpfungen damals noch die Flur der Altis bevölkerten, gegen den Tempelschmuck, die Götterbilder und die olympischen Sieger, die im Schatten der heiligen Haine hier den Hellenen zur Verehrung und zur Nacheiferung dienten. Außer der wundervollen Nike ist sonst von freien Bildwerken bisher nichts aufgefunden. Aber die Schätze der heiligen Erde scheinen noch nicht erschöpft zu sein. Ganz am Schlusse der Winterarbeit

hat sie ja noch ein Werk des Praxiteles herausgegeben, einen Hermes, den kleinen Dionysos-Knaben auf dem Arm, der in dem dorischen Heratempel gestanden hat. Damit werden für diese Sucheperiode nun wohl die Funde beendet sein; sie übertreffen diejenigen des Vorjahres bedeutend.

Am Fuße des Kronoshügels in dem Gemäuer einer römischen Thermenanlage hat man die kleineren Kunstwerke untergebracht. Der nothdürftig überdeckte und abgeschlossene Raum heißt das Museum. Auch hier ist es nicht leicht, die tausenderlei reizenden Sachen zu besehen, denn das Museum, fensterlos und nur durch die geöffnete Bretterthür schwach erleuchtet, ist ebenfalls bereits gänzlich vollgestopft. Hier finden wir die zierlichsten Gesimse, Friesstücke, Theile einer Sima und andere kleine Bauglieder von gebranntem Thon. Einzelne dieser Terracotten sind bemalt oder ausgespart in blaßroth, schwarz und thongelb mit Palmetten-Ornamenten und stammen, wie die lebensvolle Anmuth und Feinheit der Zeichnungen, der Schwung der Formen beweist, aus allerbester Zeit. Diese sind meist an der byzantinischen Kirche ausgegraben worden und haben daher wohl zum Schmucke des Heiligthums der Hippodameia gedient. Bei Andern treten neben der Bemalung erhabene Ornamente hervor, Blätter und Ranken, wasserspeiende Löwenköpfe am meisten, so daß wir in ihnen wohl Theile einer Sima

vor uns haben. Auch eine überreiche Sammlung verschiedenartiger Broncen liegt in diesem Museum auf Tafeln umher, weil die kleinen Schränke nur einen geringen Theil zu fassen vermögen. Das Ohr und das Horn des ehernen Stieres sind von allerbester Arbeit, ebenso kleinere Weihgeschenke und allerlei Hausrath, Ornamente und Schmuckstücke. Wo das Letztere herstammt, zu welchem Zwecke es hierher gebracht sein möge, ist schwer zu enträthseln, denn man hat keine Kunde, daß hier jemals eine bürgerliche Gemeine ihre Wohnsitze gehabt. Vieles soll noch unter dem ehemaligen Boden der Altis in der Erde gesteckt haben, vielleicht also einer noch älteren Culturperiode angehören als die Tempel. Neben den schönen, künstlerisch ausgeführten Broncen liegt indessen auch eine Menge kleiner Thiere und anderer Gestalten, roh, plump, kunstlos ausgeführt, wie der Töpfer billiges Kinderspielzeug aus Lehm zusammenbackt, wie wir derartige Gebilde an entlegenen Wallfahrtsstätten, besonders in Italien zahlreich den Heiligen dargebracht finden. Das mögen wohl Opfergaben armer Leute sein, die den Göttern danken oder ihr Flehen um Hilfe wirksamer unterstützen wollten. In dieser Beziehung scheint die Welt sich immer gleich geblieben zu sein. So sehen wir beim Anblick der olympischen Funde die Gesammtcultur eines hochbegabten, künstlerisch empfindenden und künstlerisch schaffenden Volkes vor uns ausge-

breitet von den edelsten, reinsten und vollendetsten Gebilden an bis zu dem plumpen Idol, welches die derbe Hand des Tagelöhners fertigt. Lohnend aber in jeder Beziehung und reich über alle Erwartung sind heute schon die Ergebnisse der Ausgrabungen auf der Altis von Olympia.

Wanderungen im Peloponnes.

Ein Osterritt nach Lala.

Die Ostern hatten begonnen, eine Zeit der Freude, der Schwelgereien und lärmender Lustbarkeiten aller Art. Man schießt, vollführt einen gräulichen Lärm mittelst ungestimmter musikalischer Instrumente und singt dazu ein melancholisches Gegröhle ohne Rhythmus und Melodie, welches dem musikalischen Sinn und Gefühle der Griechen ein schlechtes Zeugniß giebt. Auf den Ausgrabungsstätten herrscht tiefste Ruhe, auch oben in Druva giebt es, nachdem die Post befördert, die Arbeiterschaft ausgezahlt ist, nichts zu thun. Das Wetter war herrlich, noch nicht zu heiß, heller Sonnenschein, gekühlt von frischem Seewinde, verlockend also zu einem kleinen Ausfluge in die Umgegend. Wir wollten nach Lala reiten, einem Gebirgsdorfe auf den Höhen, von denen der Kladeos entspringt. Pferde standen bald bereit. Gewiegtere Reiter bekamen englische Sättel, den andern, denn reiten muß hier Jeder, wurden die breiten, bequemen Holzsättel mit Decken belegt, der Diener mußte auf sein Roß den erforder-

lichen Proviant mitnehmen, die Pferdebesitzer machten sich ein Feiertagsvergnügen daraus, zu Fuß neben uns herzurennen, zu singen und mit einander allerhand Neckerei zu treiben.

So kletterte unsere Cavalcade denn in heiterer Morgenfrühe den steilen Druvaberg hinab, dem Kladeos zu, der hier auf der letzten Strecke vor seiner Vereinigung mit dem Alpheios einen breiteren Thalgrund durchströmt. Landschaftlich ist dieses Kladeosthal entschieden der schönste Theil der Umgegend von Olympia. Wir ritten durch das lebhaft rieselnde Wasser des Gebirgsbaches den kleinen Dörfern zu, die hier sich in die Falten der steil ansteigenden Felsen schmiegen. Man sieht die Häuser kaum, so dicht werden sie von dem Laube der Fruchtbäume verborgen. Nur die weiter bis an den Rand des Wassers vorgeschobenen Mühlen liegen frei und beleben die Ackerflur, auf der wieder nur Korinthen und Gerste gebaut werden. In gemauerten Steinrinnen führt man das abgedämmte Wasser zu den Rädern dieser Mühlen hin, auf die es dann in einer Cascade hinabstürzt. Die meisten dieser Werke sind jedoch verfallen, liegen als Ruinen in der Landschaft, Niemand scheint Lust oder Interesse daran zu haben, daß sie wieder in Betrieb gesetzt werden. Drei, viermal müssen wir den Kladeos durchreiten, so lange er in der Ebene bleibt, denn seinen vielfachen Windungen mag der kaum kenntliche Reitweg nicht folgen. Wir lassen das Rößlein getrost den anderen

folgen, legen ihm den Zügel auf den Hals und erfreuen uns an der malerischen Gebirgslandschaft. In zerrissenen Profilen tritt auf beiden Seiten des Baches der Fels hervor. Hier, wo die Gebirgswände dem Thale noch breiteren Raum gewähren, hat man einen schönen Ueberblick über die in weitem Rund hingelagerten Sandsteinwände, die schroff emporschießenden Zacken, die schlanken Giebel und zerklüfteten Abhänge der romantischen Felsenstructur. Zwischen dem kahlen Gestein, welches jäh zum Thale abfällt, quillt aus den Klüften und Schlünden üppiges Grün hervor, das dunkle Laub der Mastixbäume, der Arbutus und verschiedener Arten von Stacheleichen, deren keine der uns bekannten Ilex angehören soll. Dazwischen mischen sich die Kronen der Strandfichte, die der peloponnesischen Landschaft hier überall den schönsten Schmuck verleihen. Dieser ernste, dunkle Hintergrund umrahmt ein heiteres Thal. Den Flußlauf begleiten alte Platanen mit knorrigen Stämmen und jungem hellgrünen Laube, die gern die Nähe des Wassers aufsuchen und von ältester Zeit wildwachsend im Peloponnes heimisch sind. Der Judasbaum, aus dessen Gezweig sich kirschrothe Blüthen massenhaft drängen, liebt diesen klassischen Boden ebenfalls besonders; mit der wilden Birne um die Wette beeifert er sich, die Flur mit Blüthen zu schmücken. Dazu gesellen sich purpurrothe Anemonen, hochstenglige Asphodelos mit mächtigen weißen Blüthenstauden, Iris in allen Farben, kleine wilde Nelken und die breiten

Blätter der Meerzwiebel. Das Alles drängt sich aus den Boden überall hervor, wo die menschliche Cultur denselben nicht erobert hat. Diese Blüthenfülle in dem wildromantischen Thal des Gebirgsbaches entzückt den nordischen Fremdling, besonders wenn er zurück an seine heimischen Ostern denkt, ungemein.

Der Weg bleibt nicht lange im tiefen Thale, Felsriegel schieben sich eng zusammen, steile Pfade klettern an ihnen hinan in zahllosen Windungen. Mürber Sandstein wechselt mit einem losen Conglomerat von Kieseln. Der Muschelkalk, aus dem der Zeustempel erbaut worden, lagert weiter abwärts, näher am Alpheios. Wenn unser Weg sich jetzt um einen Felsen schlängelt, blicken wir zurück auf den romantischen Thalgrund des Kladeos und seine Ansiedelungen. Dort unten saßen geputzte Menschen in feiertägiger Ruhe vor den Thüren, die bunten Volkstrachten, das schimmernde Weiß des weiten Faltenhemdes, die Spangen und Kopftücher der Frauen stimmten sehr gut zu der in tausend Farben blühenden Landschaft. Hier in den Engpässen des oberen Kladeosthals begegnen wir keinen menschlichen Wohnstätten mehr, nicht nur das Felsgebilde, auch die Vegetation wird wilder, großartiger. Um den Erdbeerbaum schlingen sich bis hoch hinauf die Ranken der graziösen Smilax, Eichen verdrängen mehr und mehr die freundlicheren Platanen, zu undurchdringlichem Dickicht verzweigt sich der Mastix mit seinen mahagonifarbenen Blüthen, vor allen aber fällt das Haidekraut auf, welches hier zu hohen, voll

blühenden Bäumen aufschießt. Wir behalten von der Umgebung immer den Eindruck einer Waldlandschaft, die gefürchtete Oede und Kahle aller Gebirge im Peloponnes, von der man so viel erzählt, finden wir nirgends. Freilich ist dieses Dickicht kein Wald nach unseren Begriffen. Hochstämmige Bäume in großen Massen fehlen, zusammengefilztes Stachelgebüsch von immmergrünen Eichen, eine Wildniß von Mastixgeäst, das zwar baumhoch, aber ohne bestimmten Stamm aufschießt, und der Arbutus, der ebenfalls keine Stämme bildet, sind die vorherrschenden Massen der Vegetation.

Vollständig begründet sind die Anklagen, welche das Volk der ärgsten Waldverwüstung bezichtigen. Die schönen prächtigen Fichtenbäume und die Aleppokiefern werden angeschält, um Harz für die Weinbereitung von ihnen zu gewinnen, überall finden wir zahlreich die an solcher Verstümmelung erkrankten, von denen die meisten sich nicht wieder erholen. Den größten Schaden richten die Ziegen und Schafe an der Waldvegetation an. Sie fressen Alles herunter, was ihnen mundet und nur Mastix und Ilex, die sie verschmähen, können ungehindert in die Höhe wachsen. Das unvernünftige Volk begnügt sich indessen mit dieser Ernte noch nicht. Wenn im Hochsommer das Futter knapp wird, klettern die Leute an die prächtigen hohen Platanen hinan, sägen oder hauen die belaubtesten Aeste herunter, damit das kleine Vieh sie benage und sich damit ernähre. Endlich vernichtet die rohe Lust am Feuerspielen manches schöne

Stück Wald. Wo ein kräftiger Stamm die barbarische Gier reizt, da zündet man Feuer um ihn an, damit er halb verkohle. Solche angebrannte Bäume, Eichen, Strandfichten, Platanen, sehen wir überall, und da der Wald keine eigentlichen Besitzer hat, kümmert sich Niemand um diesen Unfug. Dennoch reiten wir fortwährend im tiefen Dickicht, dessen Gezweig uns nicht selten das Gesicht peitscht. Wie die nordamerikanische Landschaft so hat auch diese etwas Jungfräuliches, das Joch der Cultur ist ihr noch nicht auferlegt, noch hat Niemand Besitz von ihr ergriffen. Man läßt die Stämme, wie dort, in den Waldbächen ungenutzt vermodern, läßt das Wasser ungehindert laufen, wohin es mag, achtet der Reichthümer nicht, die im Boden schlummern. Aber jenseits des Weltmeeres befindet man sich in entlegenen Gegenden, noch im Zustande der Kindheit, hier hingegen ist man in denselben nach einer Zeit hoher Cultur wieder zurückgekommen. Ja, selbst was die verachteten und gehaßten Türken für das Land gethan, lassen die Griechen, die sich auf ihre edle Abstammung und ihre Culturfähigkeit so viel zu gute thun, wieder verfallen und verkommen. Mitten im Busch finden wir am Wege nicht selten gemauerte Brunnenhäuschen, in denen der Lauf einer Quelle abgefaßt war, um ihr kühles Wasser in Röhren und Steinschalen Menschen und Thieren zur Erquickung zu spenden. Die Tempelchen stehen noch, die Einrichtung ist vorhanden, aber das Wasser hat gelegentlich einmal die Zuleitung durch-

brochen, keinem Menschen ist es eingefallen, durch geringe Arbeit den Lauf wieder herzustellen, und nun sprudelt die helle Flut über den Weg, den sie versumpft und zerwäscht, während das Brunnenhäuschen trocken geworden und allmälig in Trümmer zerfällt.

Nach mehrstündigem Ritt durch die dunklen Schluchten des Kladeos gewinnen wir das Hochland. Hier greifen die Pferde lustig aus auf dem kräuterreichen Grasplan, hier überrascht uns ein weiter Umblick auf die Gebirgsmassen, die in lang auslaufenden Graten und hoch aufgethürmten Schneespitzen die ganze Weite des Horizonts nach Norden, Osten und Süden umlagern. Nur nach Westen zu öffnet das abfallende Land unserem Blicke das blaue Meer, welches im warmen Sonnenscheine leuchtet. Bald erreichen wir die Häuser von Lala. Lala ist der größte Kirschenlieferant der ganzen Gegend. Kirschbäume, heute alle in voller Blüthe, bedecken den Dorfanger, alle Häuser verstecken sich zwischen den schneeigen Kronen, als ob die Natur mit den sonntägig geputzten Menschen wetteifern wollte, um auch ihrerseits das Osterfest zu schmücken. Lala ist ein alter ehemaliger Türkenort, ein ausgedehntes Dorf auf der Wasserscheide zwischen den Gebieten des Alpheios und Peneios. Die Häuser liegen verstreut auf der welligen Hochebene, deren höchster Punkt von dem Steingemäuer einer alten Aga-Residenz eingenommen wird. Von dem castellartigen Bau sind nur noch die Ringmauern und einige Trümmer der früheren Herrenwohnung übrig.

Kurzer Rasen, blühende Kräuter untermischt mit niedrigem Gesträuch haben sich des Bodens bemächtigt. Dort suchten unsere Pferde ihr Frühstück, während der unermüdliche Georgi, der heute zu Ehren des Tages die alten Sommerüberzieher, mit denen seine Gebieter ihn ausstatten, abgelegt und seine stattlichen Glieder in eine schneeweiße Fustanella, eine gestickte Jacke mit fliegenden Hängeärmeln und kostbare Gamaschen gehüllt hatte, unsere Vorräthe in den Schatten der alten Türkenmauern trug. Einige Büchsen Sardinen, etwas roher Schinken und das unvermeidliche Lamm bildeten die wohlschmeckende Mahlzeit, zu der das Dorf seinen stark geharzten und deshalb für mich ungenießbaren Wein, sowie gutes frisches Wasser lieferte.

Die Rundschau von hier oben ist eine umfassende und schöne, sie orientirt uns außerdem sehr gut über das Land und seine Bodenbildung. Das Kladeosthal ist durch die vorliegenden Bergkuppen gänzlich verdeckt, frei aber breitet sich im Westen das blaue schimmernde Meer aus, eingekränzt von den niedrigen Bergzügen, die von den Hochgebirgsstöcken des mittleren Arkadiens sanft zu seinen Küsten hinlaufen. Im Osten und Norden thürmen sich die Gebirgsreihen wild und wirr durcheinander. Wenn man meint, daß die Athener das Gefühl für Schönheit, für edle Harmonie und ruhige, anmuthvolle Formen, welches ihnen angeboren war und in ihrer gesammten Kunst zum würdigsten Ausdruck kommt, von dem herrlichen Charakter der classischen

attiſchen Landſchaft gleichſam als Angebinde bekommen haben, daß ſie nur Schönes bilden konnten, weil ſie nur Schönes ſahen, ſo wird man ebenſo folgern können, daß die peloponneſiſche Landſchaft ihre Bewohner nicht hat zu ſolcher Reinheit des Geſchmacks erziehen können. Hier fehlt jede klare Gliederung, jedes ruhige Verhältniß jeder Adel der Formen. Aber gewaltig, großartig, wild-romantiſch erſchienen dieſe grünen Waldgebirge, zwiſchen denen wir den blendend weißen Sand, auf dem der Alpheios im breiten Thale ſeine Waſſer wälzt, weit hinauf in die Gebirge verfolgen können. Der Gebirgs-ſtrom hat große Krümmungen gemacht, ſeit wir ihn unten verlaſſen. Er ſcheidet auch für das Auge den gewaltigen Gebirgſtock des Erymanthus mit ſeinem glänzenden Schneeſcheitel im Oſten von den wild durch-einander geworfenen Hochgebirgen Arkadiens, aus denen der Ladon hervorſtrömt, um ſich mit dem Alpheios zu vereinen. Fern im Süden ſchwillt dann Triphylien an, Terraſſe über Terraſſe in dunkelgrüner, violetter und lichtblauer Farbenabtönung. Das Alles baut ſich in wirren Maſſen übereinander und füllt den Hintergrund. Das Auge würde ſich nicht zurecht finden zwiſchen dieſen bizarr geformten Hochgebirgsmaſſen, wenn nicht die weite Gaſſe des Stromthals und das blendend weiße Bette deſſelben inmitten des dichten, dunklen Grüns ihm Rich-tung und Anordnung der Gebirgslandſchaft angäbe. Den Lauf des Erymanthusfluſſes, der von den nörd-lichen Hochgebirgen herabſtrömt und die Landſchaft Elis

von Arkadien scheidet, sieht man von hier ebenso wenig als den des Kladeos; auch er zwängt sich durch Abgründe, Schluchten und Klüfte aus der Gebirgsenge hinaus zum Alpheios hinab.

Wir rasteten lange hier oben in dem kühlenden Luftzuge, der die Gluth der Mittagssonne angenehm milderte. Dann ließen wir unsere Pferde den Führern und gingen hinab zum Dorfe. Dort sind die deutschen Herren von Druva hochangesehene Leute, denn bis von hier suchen die jungen Burschen lohnende Beschäftigung bei den olympischen Ausgrabungen. Eine Menge guter Freunde hatte schon bei der Ankunft unsere Cavalcade umlagert und uns mit allen erdenklichen Liebenswürdigkeiten bedroht. Dr. Hirschfeld, der ein bewunderungswürdiges Geschick besitzt mit den Eingebornen freundschaftlich und dabei in der gemessenen ceremoniellen Weise umzugehen, die sie so sehr lieben, hatte Alles mit Gleichmuth über sich ergehen lassen. Er empfing von den alten Palikaren mindestens ein Dutzend schallender Osterküsse, noch mehr Umarmungen und Händedrücke. Die Hände wurden uns allen wacker geschüttelt und nur die geschickt geheuchelte gänzliche Unkenntniß des Landesbrauchs bewahrte uns andere, selbst die Damen, vor den saftigeren Ausbrüchen griechischer Gastfreundschaft und Zärtlichkeit. Nun kamen aber, als wir von unserer Burgruine herabzogen, die Einladungen, die wir unmöglich alle ausschlagen konnten. Auf grünem Grasplan mitten im Dorfe vergnügte sich ein Trupp Mädchen und junge Bursche an lustigen

Spielen. Sie jagten einander, schlossen Kreise und waren offenbar sehr beschäftigt, als wir in Begleitung der Dorfhonoratioren vorüber kamen. Sofort löste sich aber der Ring, Alles schloß sich an und immer größer wurde unsere Escorte je weiter wir schlenderten. Fremde Franken mögen wohl nicht oft in dieses Gebirgsthal gekommen sein, Damen vielleicht niemals.

Bei den Leuten mischten sich fränkische und griechische Tracht durcheinander. Die Röcke und Schürzen der Dirnen hatten europäischen Schnitt und europäische Stoffe, die Köpfe aber waren entweder turbanartig mit goldbefranzten farbigen Florstoffen umwunden, oder es zierte sie ein sehr kleiner, sehr kleidsamer rother Fez mit goldener Quaste, der, schief auf's Haupt genestelt, sehr keck und gefällig aussah. Von den Männern gestatteten sich entschieden nur die wohlhabenderen oder vornehmeren, jedenfalls aber immer die älteren den Luxus der neugriechischen Tracht. Die weitfaltige Fustanella, die gestickte Jacke, die reich verzierten Gamaschen und die wohlausgestattete Gürteltasche sind gewiß zehnfach theurer als unsere moderne Allerweltstracht. Dieser eine Umstand, der überall die Nationalkostüme verdrängt, scheint auch hier entscheidend zu wirken; die Jugend verzichtet bereits auf dieselbe als zu kostspielig.

Die Häuser der peloponnesischen Dörfer ähneln alle einander. Ein Erdgeschoß dient zu Schuppen, Rumpelkammer, im Nothfall auch vielleicht als Stall, obgleich die Ziegen und Schafe hier wohl niemals eines Obdachs

bedürfen. Auf diesem Unterbau steht ein Stockwerk, welches eigentlich keine Verbindung mit demselben hat. Denn aus der Mauer ragen wagrecht starke Stangen heraus, Stangen, wie sie der baumlose Wald der Umgegend liefert, wie sie überall beim Bau die Stelle unserer Balken vertreten müssen. Auf diesen ist durch dünne Bretter eine Art Plattform oder Balkon gebildet, zu dem von unten eine gebrechliche Treppe hinaufführt. Solchen äußeren Zugang haben fast alle Häuser dieser Gegend. Er führt in den einzigen Wohnraum des Oberstockes, der nur selten durch einen Verschlag sich noch in eine zweite Kammer theilt. Hier empfangen uns die Gastfreunde, die uns bereits hergeleitet haben, mit besonderer Feierlichkeit. Man muß mit dem griechischen Volke überall und immer auf seiner Hut sein, nicht nur beim geschäftlichen, sondern auch im geselligen Verkehr. Die Leute verlangen und bieten ein gewisses Ceremoniell; das Händeschütteln, die Anreden, alle Formen des Empfanges und der Unterhaltung haben etwas Feierliches, Gespreiztes, das uns zuerst fremdartig berührt. Dürftig genug contrastirt die Wohnung selbst gegen diesen Luxus an Verbindlichkeit. Der ebenfalls nur auf starke Stangen gelegte Dielenboden schwankt unter unseren Schritten bedenklich, Fenster giebt es keine, durch die offenen Lucken streicht ein scharfer, erkältender Zugwind. Die Feuerstelle am Fußboden, von der ein Schornstein den Rauch wegführt, gilt als Ehrenplatz. Sie befindet sich in der Mitte des Wohnraums, dient

zum Kochen und Braten, zur Erwärmung während der kalten Jahreszeit, in ihrer Nähe wird dem Gaste aus Decken das Nachtlager bereitet und auch jetzt waren selbstgewirkte Decken dorthin gebreitet, auf denen der Hausherr niederhockte und seine Gäste neben sich einlud. Doch weiß man wohl bereits, daß der Franke lieber etwas höher sitzt. Deshalb vielleicht, hauptsächlich aber wohl, um zu seiner Ehre den kahlen Raum zu schmücken, war in aller Eile der ganze Vorrath an Wollendecken hervorgesucht worden. Truhen, Kasten, Körbe, was nur irgend zum armseligen Hausrath gehört — Tische sind selten, fehlen manchmal ganz — war bedeckt mit diesen ziemlich geschmacklosen, mißfarbigen Wirkarbeiten, streifig meistentheils in gelb, roth, spinatgrün, mit schwarzen eingewirkten Figuren belebt. Wir mußten Platz nehmen, und während die Schaar der zahllosen, kaum merkbar im Alter abgestuften Nachkommenschaft und die ganze Sippe uns mit stumpfen Blicken anstarrte, holte die Frau den irdenen Krug mit Wein hervor, frisches Quellwasser, das ich im ganzen Peloponnes stets in bester Qualität und größter Fülle angetroffen, ward ebenfalls gebracht und zum besonderen Leckerbissen knackte die Hausfrau mit ihren beneidenswerth weißen und festen Zähnen uns eine Menge Wallnüsse auf, die zu dem Trunk umhergeboten wurden. Es waren wohl ärmere Leute, bei denen wir zuerst vorsprachen, reich nur an unendlichem Kindersegen. Söhne oder junge Anverwandte, schmucke braune Bursche, kräftige und elastische Gestalten, verdienten

bei den Ausgrabungen ihren Unterhalt, eigenen Besitz schienen unsere Gastfreunde kaum zu haben. Wein, Wasser und Nüsse waren alles Dankes werth, wir aber schmachteten nach Kaffee, nach einer Tasse des braunen Gebräues, das hier in der einfachsten Dorfhütte besser bereitet wird als in vielen unserer Conditoreien oder Gasthäuser. Unsere Sehnsucht auch nur in der jenen unverständlichen deutschen Unterhaltung laut werden zu lassen, war von dem landeskundigen Freunde untersagt worden, denn leider gilt das Wort „Kaffee" in allen Sprachen. Seine Erwähnung könnte die stets etwas mißtrauischen Gastfreunde leicht verletzen. Man sagt daher höchstens „das Braune", wenn man in ihrer Gegenwart untereinander von Kaffee spricht. Das Braune wollte aber hier nicht kommen, deshalb folgten wir der Einladung eines anderen Gastfreundes, der schon unten an der Treppe mit seinen zwei schönen, osterlich geputzten Töchtern auf uns wartete.

Er war der Wohlhabendsten einer im Dorfe, sein Haus umgab eine Art Wirthschaftshof, in dem zu ebener Erde gelegenen allgemeinen Wohnraum hingen Maiskolben, Apfelsinen, Tomaten von den Stangenbalken der Decke herab, für die Wirthschaft war eine Art Nebenkammer abgeschlagen. Die Töchter, eine pechschwarze, die sehr schön gewesen sein mag, jetzt mit zwanzig Jahren aber bereits verblüht und altjüngferlich erschien, und eine aschblonde, bemühten sich mit größter Zuvorkommenheit um uns, besonders aber um die beiden

Damen unserer Gesellschaft, die von ihnen zu längerem Besuche dringend eingeladen wurden. Mit dem gastfreundlichen Eifer ging die Neugier Hand in Hand. Nach allen Gegenständen der Toilette wurde geforscht, nach dem Inhalt unserer deutschen Plaudereien mit einem Interesse gefragt, in dem ein Zug von Mißtrauen deutlich zu erkennen war. Das Braune erhofften wir auch hier wieder vergeblich. Der Weinkrug kreiste sofort, Nüsse knackten die blendenden Zahnreihen der beiden Jungfrauen in Menge, es wurden Apfelsinenschnitte in Zucker gewälzt und ein Theil des käsigen Osterkuchens, der einen einzigen Wasserstreifen bildete, den Gästen geboten, aber den ersehnten Kaffee erhielten unsere durstigen, ausgetrockneten Lippen nicht.

Zuletzt folgten wir noch der Einladung eines Priesters, der mit schwarzem Talar und lang herabwallenden Haaren am Boden neben seiner Feuerstelle saß. Hier endlich stieg der aromatische Duft der unentbehrlichen Bohnen auf, und bald brachten die zahlreichen Töchter des Geistlichen die kleinen Tassen mit dem starken, chocoladendicken Erfrischungstranke. Dem Vorrath an weiblicher Nachkommenschaft entsprach der an selbstgewirkten Decken. Nicht nur war alles Hausgeräth mit diesen Verhüllungen bespreitet, große Stapel davon lagen in einer Ecke aufgeschichtet für vorkommende Fälle. Die Mädchen wirken diese dicken Decken sich selbst zur Aussteuer; Wohlstand sowohl wie Fleiß der Familie kann daher nach den Vorräthen ermessen werden.

Nun endlich bestiegen wir wieder unsere Pferde, zum Dorfe hinausgeleitet von den Männern allen, die ihren Bakal verlassen, um den fränkischen Herren aus Deutschland das Geleit zu geben. Der Rückweg war herrlich. Die Sonne sank bereits hinab zum jonischen Meere, Laubmassen und Felsengebilde färbten ihre Strahlen mit intensiverem Goldlichte, während die dunklen Schluchten des Kladeosthales bereits in tiefstem Schatten lagen. Als die Pferde die steilen Felspfade hinabgeklettert waren, griffen sie munter aus und trabten in der Abenddämmerung schnell der Heimath zu. Nur einmal hielten wir in dem letzten Dorfe kurz an, um das Brettermaterial zu einer Behausung für die römischen Imperatoren und deren Sippe zu bestellen, damit die kaum dem Grabe entstiegenen Marmorgestalten nicht gar zu lange unter freiem Himmel zuzubringen genöthigt seien. Mit dem letzten Abendschimmer gelangten wir wieder hinauf in unser liebes Gebirgsdorf Druva und brachten dem Koche einen dankbaren Appetit mit für die besonderen Kunstleistungen, die er unserem abendlichen Ostermahle gewidmet hatte. Damit dem hohen Feiertage in jeder Beziehung sein Recht werde, wanderten dann auch noch einige der letzten Flaschen des feurigen Zanteweins auf die gastliche Tafel des deutschen Hauses, an der wir fröhlich saßen bis zur späten Stunde. Draußen böllerten, sangen und musicirten die griechischen Nachbarn zur Feier ihrer Ostern weit in die schöne Frühlingsnacht hinein.

Nach Arkadien.

Es waren liebe Gäste in Druva eingetroffen, deutsche Freunde aus Athen, die dort den Winter hindurch wissenschaftlich gearbeitet und nun den Wunsch hatten, vor der Heimreise noch die Stätten von Olympia mit ihren Kunstschätzen und den östlichen Theil der peloponnesischen Gebirgslandschaften zu sehen. Das begegnete unseren Wünschen. Wege, Ziele und Dauer eines Ausfluges waren bald vorbereitet, unser Postbote mußte auf seinem nächsten Ritte nach Pyrgos dort die vornehmsten und einflußreichsten der unserem deutschen Hause eng befreundeten Bürger aufsuchen, um von ihnen Empfehlungsbriefe an angesehene Gastfreunde der kleineren Gebirgsorte zu erbitten, Pferde wurden unter den kräftigsten und zuverlässigsten ausgesucht, die Vorrathskammer des Hauses füllte den Reisesack mit Speise, um uns wenigstens für den ersten Tag vor Hunger zu schützen, und so setzte sich in der heiteren Morgenfrühe des Osterdienstags denn eine Schaar von sechs Reitern zu dem geplanten Ausfluge in Bewegung. Eigentlich waren wir

sieben, denn der treue und erfahrene Georgi durfte nicht fehlen. Er versteht am besten mit den Leuten zu verkehren, die oft unverschämten Forderungen der Bakals und Khans auf ein schickliches Maß herabzudrücken, Einkäufe zu machen, selbst zu kochen und zu braten, wenn die Noth es erfordert. Andere Leute nehmen einen weit größeren Apparat auf solche Peloponnesreise mit, Zelte und Betten, Köche und allerlei Conserven für Diners, Lastpferde und einen Dragoman, der den Verkehr mit der Bevölkerung vermittelt. Uns genügt der wackere Diener des Druvahauses, der immer Rath weiß und das Interesse seiner Herren mit warmem Eifer wahrnimmt.

Unten auf der Altisflur von Olympia herrschte tiefe Feiertagsruhe, nur einige Gruppen geputzter Landleute aus der Nachbarschaft hatten sich eingefunden, um das unbegreifliche Treiben der fremden Franken, die so viel Geld in das Thal tragen, ohne irgend etwas davon zu haben, in der Nähe anzusehen. Wir wollten die Zeit ausnutzen und ritten deshalb den Pfad entlang, der sich im Alpheiosthal aufwärts zieht. Kurz wurde den beiden deutschen Gästen aus Athen die Situation deutlich gemacht und wir anderen durchmaßen jetzt zum ersten Male die Stätten, auf denen die Ringplätze und Rennbahnen für die Festspiele gelegen haben sollen. Oestlich von der Tempelstätte, stromaufwärts schmiegen diese sich in die amphitheatralischen Absenkungen der Waldberge, von denen eine große Volksmenge den Wagenrennen und

Kampfspielen bequem hat zuschauen können. Der nächste Bergvorsprung entzieht den Bezirk von Olympia unserem Blicke, eine stille, gebirgige Waldlandschaft, von dem gelben Flusse durchrauscht, umgiebt uns. Ein würziger Hauch, eine köstliche Frische weht uns entgegen. Auf dem kurzen blumigen Rasen der Thalsohle schießt üppig Oleander und Tamariskengebüsch auf. Sie lieben beide das Wasser, wie unsere nordischen Weiden und Erlen. Die Tamarisken blühen bereits. Die feinhaarigen röthlichen Büschel, mit denen der ganze Strauch bedeckt ist, heben sich gut hervor gegen das dunkelblättrige Gezweige des Oleanders, der seine rosigen Blüthen für den nächsten Monat aufspart. Aus dem Muschelkalk der Berge, der hier den Stoff zu den Tempelbauten geliefert hat, wächst die prächtige Strandfichte in schönen Einzelgestalten hervor, hinaus über das Mastixdickicht, welches niedriger am Boden hinkriecht. Das stille, gänzlich einsame Flußthal würde düster erscheinen, könnte den Wanderer leicht melancholisch stimmen, wenn dieses fröhliche Pflanzenleben, welches in jetziger Frühlingszeit sich besonders üppig und bunt entfaltet, die weite Gebirgsgasse nicht heiter belebte. Besonders auf dem eigentlichen Boden des Thales zwischen den anmuthig dem Strome zunickenden Oleanderweiden und den Felswänden drängt eine Fülle kräftigster Vegetation sich so dicht zusammen, daß wir in einem tiefen Walde reiten, der wild über unseren Köpfen zusammen wuchert. Und dieser Wald strahlt die wunderbarste Farbenpracht aus, denn Alles

blüht und selbst das Grün erscheint in allen Schattirungen. Die fleischrothen Blüthen des Judasbaumes wetteifern an Lebhaftigkeit des Colorits mit dem goldenen Ginster, der purpurnen Anemone, den hellen Irisblumen. Dazwischen drängt sich das schimmernde Weiß der wilden Birnenblüthe; wilde Rosen, Brombeeren, Smilax und andere Kletterpflanzen hängen ihre blühenden Gewinde über Baum und Strauch, sperren uns oft den Weg oder werden wenigstens den Hüten gefährlich. Hier sehen wir zwischen Stacheleichen und anderen immergrünen Arten dieses Baumes zuerst den wilden Oelbaum, dessen feinblättriges myrthenartiges Laub einst die Schläfe der Sieger umwand, hier im Thale schießt der strauchartige Mastix so hoch auf, daß man ihn für einen Baum halten könnte, dessen schwärzliche Kronen den lichtgrünen Fichten einen wirksamen Hintergrund geben.

Nun lassen die vier Kerle, die mehr zu eigenem Vergnügen, als zur Wartung unserer Pferde die Partie mitmachen und dazu ihren besten Staat angelegt haben, ihre Volkslieder durch den stillen sonnigen Wald ertönen die häßlichsten, unmusikalischsten schauerlichsten Tongebilde zwar, die je ein Volk erzeugt hat, aber die heitere Feiertagsstimmung unserer Umgebung und unserer Gemüther wird doch durch sie erhöht. Stundenlang traben wir so im ebenen Thale aufwärts, ohne daß ein Dorf oder sonst eine größere menschliche Ansiedelung die Waldstille belebt. Höchstens wird gelegentlich eins der vielen

kleinen Wässerchen, die aus den Seitenthälern hinunter zum Alpheios sprudeln, in den Dienst einer Mühle gespannt, die dann versteckt im Grunde zwischen Mandelbäumen liegt und selten noch einige Hütten neben sich hat. Die Phantasie aber belebt dieses stille herrliche Waldthal mit Erinnerungen an die Vorzeit. Jener Hügel drüben, weit über die Gebirgsgiebel hinaus in die Thalebene vorgeschoben, kennzeichnet sich sofort als ein künstlich aufgeschütteter entweder, oder wenigstens als ein künstlich geformter. Er ist der Grabhügel des Koroibos, des ersten Siegers in den olympischen Wettspielen. Hier bestattete das Volk also einige derjenigen, die in Olympia höchsten Ruhm gewonnen hatten, denn noch weit öfter will man Spuren solcher künstlichen, auf dem Boden des Thals vorgeschobenen Grabhügel entdecken. Das Volk, das an ihnen vorüberzog zur Feier seines höchsten Bundesfestes, wird diese Denkmäler nicht schmucklos, von Gesträuch überwildert, gesehen haben, wie wir heute. Sie lagen in einer reich besiedelten, wohlbebauten, heiter lächelnden Landschaft, die zu den Zeiten der Feiern eine glänzend belebte Völkerstraße gewesen sein muß. Drüben auf dem andern Ufer, wo die stärker zurücktretenden Berge die Thalflur beträchtlich ausweiten, zeigt man uns ein Schlachtfeld, auf dem im Mittelalter die Heermassen der Byzantiner, der Franken und Slaven um den Besitz der Landschaft gerungen haben. Auch diese dunkle Zeit die ja ihre Spuren zurückgelassen hat in den Parasitenbauten der Altis, muß ein weit regeres Leben in das

Thal gebracht, einen weit größeren Reichthum an Ansiedelungen hier gesehen haben. Jetzt flüchten die wenigen Menschen vor dem Fieber und vor der Wildheit des Alpheios weit hinauf in die Berge, keine Straße durchzieht das ebene und bequeme Thal des größten peloponnesischen Flusses, eine schöne blumige Wildniß umfängt hier jetzt den Wanderer, der vordringen will in die Gebirgslandschaften Arkadiens.

Unser Pfad klettert nun auch einen der Seitenberge hinan, noch nicht gänzlich weg von Alpheios, sondern nur zu einem Dorfe hinauf, dem einzigen, welches wir auf mehrstündigem Ritte durch das Flußthal am Wege finden. Asprospitia, weiße Häuser, heißt der Ort, dessen Häuser verstreut auf der ausgedehnten Matte liegen, welche den Felsriegel anmuthig begrünt. Die Leute haben natürlich auch in Asprospitia noch Feiertag, sie drängen sich zusammen, um unseren Aufzug neugierig zu betrachten und verlassen den Hof des Bakal nicht, auf dem die Pferde durch Wasser, die Menschen durch einen Schnaps und beide durch ein Stück gutes Brod erfrischt werden. Das Brod ist hier allenthalben genießbar, rein, locker, gut ausgebacken und wohlschmeckend, ein etwas feuchtes Roggenbrod, welches in runden Laiben gebacken, und wie es scheint, ziemlich frisch verzehrt wird. Der Schnaps heißt mit dem Gattungsnamen Raki und als Spezialität Mastix, weil er auf Mastixharz abgezogen werden soll. Das geschieht nun zwar nur noch selten, trotzdem nennt man jeden Branntwein dennoch

Mastichа und im Grunde schmeckt das wasserklare Zeug, welches man in jedem Bakal erhält, auch überall gleich.

Während der kurzen Rast benutzen wir die hohe Lage des Dorfes zu einem Ueberblick in die Gegend; er ist der erste freie, der uns heute geboten wird. Wie ein Vorgebirge springt der Berg von Asprospitia in das weite Flußthal hinaus. Wir blicken zurück auf den Waldgrund nach Westen hin, in dem das helle Sandbett des Stromes sich malerisch hinabschlängelt. Aufwärts aber hat der Alpheios eine starke Krümmung gemacht, er kommt dort von Süden her aus den Schlünden des arkadischen Hochlandes, in denen seine Wasser sich sammeln. Dieses Hochland schiebt sich so dicht zusammen, daß das Thal bald unseren Blicken verborgen wird. Dafür aber wälzen sich unmittelbar am Fuße unserer Höhe die Gewässer in wilder Hast dem Hauptstrome zu, die von den Schneehäuptern der nördlichen Erymanthusgruppe niederrinnen. Dieser Nebenfluß heißt gleichfalls Erymanthus, er bildet die Grenze zwischen Elis und Arkadien, ihn müssen wir durchreiten, um unseren Weg fortzusetzen. Brücken, selbst Stege sind in diesem Theile der griechischen Welt ein unbekannter Begriff, die einzige Brücke, die wir gesehen, führt die neue Straße über den Kladeos auf die Flur der olympischen Altis. Aber die Leute kennen jede Furt genau, am liebsten durchwaten die Führer dieselbe mit bloßen Beinen wenn aber das Wasser zu tief wird, so schnellen sie sich gewandt hinten auf eines unserer Rosse, mehr um die

weiße Feiertagsfustanella als um den gebräunten Leib vor Nässe zu bewahren. Der Erymanthus zerfasert seinen Lauf in eine Menge flacher Rinnen, nur gegen den scharfen Strom der einen, die das wilde Wasser dem Alpheios zuführt, wehrt das Pferd sich beim Durchwaten vorsichtig und verständig, so daß man ihm getrost die Zügel auf den Nacken legen kann und nur die Füße vor der Flut bergen muß, die manchmal bis an den Leib des Rosses reicht. Wenige Minuten nach dem Nebenflusse will auch der Hauptstrom durchschritten sein. Das ist schon schwieriger, für ängstliche Reiter sogar bedenklicher. Der bis dahin schmächtige Alpheios hat vor kurzem den Ladon, der mächtiger ist als er selbst, aufgenommen und die vereinte Wassermasse braust nun in starkem Gefälle über den Kieselgrund des imposanten von hohen Gebirgen umlagerten Waldthales. Die klugen Pferde steuern vorsichtig gegen den Strom, der sie doch mitunter einige Schritte abwärts zwingt, und wenn einmal der lose Kies des Bettes unter dem festen Tritt der Hufen nachgiebt, das Pferd tiefer hinabgleitet, in ein Loch des unsichtbaren Weges, dann fürchtet man wohl einen Augenblick die Gefahr eines unfreiwilligen Bades. Aber die Rosse verdienen solche Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit nicht, sie tasten selbst durch die stärkste Strömung sich hindurch, nicht gehindert von unseren Füßen, die wir auf ihren Nacken vor dem Wasser bergen; ein letzter Satz, ein mühsames Hinanklimmen an's jenseitige steilere Ufer und wir sind, zwar tüchtig

bespritzt von den Vierfüßlern, geborgen auf dem arkadischen Ufer. Hier blicken wir zum letzten Male auf den Alpheios zurück. Schönere Gebirgsscenerien haben seinen Lauf bisher noch niemals umgeben. Drüben im Norden stehen die gigantischen, kühn geformten Zackenhäupter der Grenzberge Arkadiens, aufwärts im Osten thürmen die steilen Massen der arkadischen Gebirgswildniß sich mächtig und verworren übereinander, zerrissene Vorberge, steile Wände, riesige Wälle. Adel der Formen, harmonische Gliederung, malerische Reize sind diesen Hochgebirgen keineswegs eigen, aber sie entsprechen dem wilden, kräftigen, jungfräulich herben Charakter der Landschaft, den ja das Alpheiosthal auch weiter hinab beibehält.

Wir klettern nun an seiner linken Uferwand höher hinauf, vor uns einförmige, gerundete Felsmassen mit knappem Pflanzenwuchs bedeckt, im Rückblick aber starren die Schneezinken als gewaltige Landmarken auf, die nun in der höher steigenden Sonne glänzend funkeln. Die üppig aus dem Boden quellende Waldvegetation des Thales verläßt uns, Asphodelstauden und baumhohe Eriken herrschen vor, doch fehlt es auch hier nicht an Mastix und immergrünen Quercusarten, die über das ganze Land verbreitet scheinen. Ebenso Elstern und kleinere Schildkröten. Die einen flattern überall unstät von Busch zu Busch, die andern kriechen aus ihren feuchten Schlupfwinkeln hervor in das hohe Kraut, um sich zu sonnen und Nahrung zu suchen. Es reitet sich auch hier sehr schön, obgleich die Sonne den Weg etwas

warm macht. In einem fremden Lande sind solche Höhenwege, auch wenn die Gegend nicht eigentlich für eine schöne gelten kann, immer interessant. Auf ihnen lernt man die Gliederung des Bodens, die Profile der Bergzüge, die Läufe und Gebiete der Flüsse am besten kennen, das gewährt Unterhaltung und diejenige Befriedigung, die uns jede Erkenntniß bereitet. Vor uns freilich verrammeln die gewaltigen Steinwälle des südlichen Arkadien jeden weiteren Ausblick, nach Norden und Osten hin aber liegt das Land frei vor und unter uns. Wir können, obgleich der Fluß selbst sich dem Auge entzieht, den gekrümmten Lauf des Alpheios bis weit in die Gebirge hinein verfolgen, wir sehen den wasserreichen Ladon, der aus den Gründen der Kyllene hervorkommt, und alle zahlreichen kleinen Wasseradern des arkadischen Mittellandes aufnimmt, der Erymanthus in seiner tiefen Felsenrinne zeigt sich ebenfalls fast in seiner ganzen Ausdehnung, so daß also drei bedeutende Flußthäler von unserem Höhenpfade bequem zu übersehen sind. Das orientirt vortrefflich und lehrt den Charakter des Landes kennen, welches sich als wald- und wasserreiches darstellt. Mit der Bodencultur sieht es indessen schlimm aus. Nur selten unterbricht einmal ein Gerstenfeld oder ein Weinberg die mit Gestrüpp und Buschwerk bedeckte Wildniß, nur in der Nähe der Dörfer verdrängen Mandelbäume, Oliven und Obst die knorrigen Stacheleichen, wilden Oelbäume und Strandfichten, deren Stämme den Charakter der höheren Pflanzenwelt bestimmen.

Eine solche größere Ansiedelung ist Zakha, ein über ansteigende Bergrücken weit gebreitetes Dorf, das unsere Cavalcade am hohen Mittage erreichte. Es war zwar auch hier noch Feiertag, trotzdem aber sah man die Weinbauern in ihren Aeckern beschäftigt, die Stöcke zu behäufeln und zu putzen. Fremde Arbeiter zu bezahlen, verbietet der Mangel an baar Geld, vielleicht giebt es auch keine eigentliche Arbeiterbevölkerung in diesen Dörfern. Da hilft denn der eine Nachbar dem andern und so werden der Reihe nach alle Aecker bestellt. Im Schatten einer Hecke hielten die Leute Mittagsrast und ihre kleine frugale Mahlzeit. Den Weibern begegneten wir im Hohlwege, sie trugen den Durstigen große Thonkrüge mit Harzwein zu. Ohne Begrüßung ging es dabei nicht ab. „Willst Du trinken?“ rief eine der Matronen und reichte ihren Krug unserem Wortführer auf's Pferd hinauf. Er nahm einen herzhaften Zug, wir anderen dankten. Die Gastfreundschaft ist ein schöner Zug dieses Volkes, sie gilt als selbstverständlich überall, wo ein Fremder ihm in den Weg tritt. Man fragt da niemals nach dem Wer, Wie, Ob oder Woher? sondern folgt der unmittelbaren Regung sofort. In Zakha selbst herrschte volle Feiertagsstimmung. An den höchstgelegenen Häusern des Dorfes hatten einige Kameraden ihren Tisch hinaus in den kühlen Schatten einiger Mandelbäume gestellt und unterhielten sich durch Kartenspiel. Daß man von hier die Schneeberge des Nordens, die Thalschluchten der Flüsse, die Hochgebirge der östlichen Um-

gebung übersah, also ein großartiges Landschaftsbild vor sich hatte, war den Leuten wohl kaum aufgefallen. Der kühlende Luftzug und der Schatten genügte ihnen. Kaum aber wurden sie unserer ansichtig, so waren Tisch und Schemel geräumt, durch kein Zureden konnte man die Leute zum Bleiben bewegen. Wir ließen uns den gastlichen Zwang gern gefallen, denn der Platz war sehr schön. Der Diener packte Hühner und Schinken, die Bestandtheile des heimischen Feiertagsmahls, aus, Georgi kundschaftete bald den besten Harzwein und die kühlste Quelle des Dorfes aus, unser Frühstück gestaltete sich opulent und war sehr heiter. Die gesammte männliche Dorfbevölkerung hatte sich dazu eingefunden, die braunen Kerle, festtägig geschmückt, standen umher, verfolgten jede unserer Bewegungen, als gäbe es hier ein Wunder zu sehen.

Mitten im Schmause drangen die Töne einer Clarinette zu uns herauf. Das war nimmermehr griechische Musik. Diesem Volke scheint jeder künstlerische Zug, jedes angeborne Gefühl für Schönheit und Geschmack vollständig abhanden gekommen zu sein, alle seine musikalischen Lebensäußerungen sind ein wüster Lärm ohne melodische und rhythmische Reize, mit einem Beigeschmack von ungebundener Wildheit, der auch sonst wohl zu den typischen Charakterzügen des Volkes gehören mag. Unser Musikant aber handhabte sein Instrument mit Geschick und einem in dieser Gegend befremdlichen Geschmacke. Er verfügte sichtlich über ein großes Programm, es kamen

deutsche Tänze, sogar gelegentlich einige Stückchen Offenbach aus seiner Clarinette, man fühlte sich europäisch angeheimelt inmitten dieser entlegenen Gebirgscolonie. Der Künstler kam endlich heran und erwies sich als ein in Athen für seine Kunst gebildeter Militärmusiker. Als er sah, daß uns dieselbe Spaß machte, blies er unermüdlich weiter, so lange, bis ältere Ansprüche sich geltend machten. Unten auf der Dorfwiese nämlich, die an milder Bergsenkung sich ausbreitet, vergnügte sich die weibliche Dorfjugend. Während die älteren im Schatten einiger riesiger Eichen und Platanen sich gelagert, bildeten die jungen Weiber einen Reigen und tanzten die Romaika, ihren einzigen Nationaltanz. Der Clarinettist sollte dazu aufspielen und selbstverständlich folgten wir ihm, um uns ebenfalls am Rande der Anhöhe im Schatten zu lagern. Die Mädchen, denen der kleine, kokett auf die Seite gedrückte rothe Fez sehr gut stand, ließen sich nicht stören. Zu einem offenen Halbkreise verschlungen, wiegte sich der Reigentanz in ruhigen, gemessenen Bewegungen hin und her. Nur die beiden vorderen Mädchen, die Führerinnen des Reigens, machten eigentliche Tanzfiguren, lebhaftere rhythmische Schwingungen, drehten sich um sich selbst und wendeten sich, niemals die verschlungenen Hände loslassend, gegen einander. Diese beiden Anführerinnen verließen aber nach gewisser Zeit pünktlich ihre Ehrenplätze, ordneten sich in die hinteren Glieder des Halbkreises ein und traten den Vortanz an die nächstfolgenden ab. Individualität, Temperament,

oder Luſt der Einzelnen konnte ſich in keiner Weiſe geltend machen, alles verlief mehr wie eine Ceremonie als eine Volksbeluſtigung, abgemeſſen, feierlich, mit gleichmüthiger Ruhe und intereſſeloſer Gelaſſenheit. Der conventionelle Brauch ſcheint es zu erfordern, daß die Mädchen ſich nicht die bloßen Hände reichen, ſie nehmen ein kleines Tuch, es wäre vielleicht zu ſchmeichelhaft für die Volkscultur, daſſelbe Taſchentuch zu nennen, zwiſchen ſich und jede faßt einen der Zipfel mit den Händen an. Von der fröhlichen Luſt und dem Feuer der italieniſchen ſpaniſchen und polniſchen Volkstänze beſitzt dieſe griechiſche Romaika nicht den leiſeſten Zug, auch die natürliche Grazie und die lacertenhafte Gewandtheit, die bei jenen uns ſo oft entzückt, ſucht man hier vergebens. Drei Spielleute ſtehen in der Mitte und ſpielen die ruhige, eintönige Weiſe dieſes Tanzes auf. Sie gehen nicht ohne Lohn für ihre Mühe aus. Gelegentlich erhebt ſich einer der zuſchauenden Palikaren, ſchreitet ruhig und gemeſſen auf die Muſikanten los und drückt dem einen derſelben ein vorher mit der Zunge angefeuchtetes Geldſtück auf die Stirn. Der ſpielt ruhig weiter ſo lange der Silberling an ſeiner außerdem von Schweiß klebrigen Stelle haftet und erſt ſobald er herabgefallen, bückt ſich der Empfänger, um die Gabe in die Gürteltaſche zu ſtecken. Niemals aber darf eine zweite Drachme auf die braune Stirn geheftet werden, ehe die frühere herabgefallen, deßhalb dauert es oft lange, bis man ſein Geld los wird. Auch wir Franken machten mit derſelben

Gravität den Gebrauch mit und hatten so den langen zehnstündigen Tagesritt durch eine unterhaltende Siesta unterbrochen.

Der Weiterritt führte auf Kletterpfade voller Steingeröll und großen Felsbrocken, die die armen Pferde mühsam hinanklommen. Es wurde bald recht öde im hohen Gebirge. Nur tief unten in kesselförmigen Thalsenkungen sahen wir hellgrüne Gerstenfelder, zwischen denen ein kleines Bächlein rieselte, in den obern Partieen durch die unser Weg führte, haftete nur noch die breitblätterige Meerzwiebel und der strengriechende hochstaudige Asphodill zwischen dem kahlen Gestein. Dieses wechselte. Meist war der Pfad in mürbem Sandstein gefurcht, doch führte er auch auf längeren Strecken über schiefrige Brüche und endlich durch grobes Kalksteingeröll, als es immer weiter in die Höhen der arkadischen Gebirgswildniß ging. Von hier oben überraschte plötzlich ein Rückblick auf das ferne, blaue, leuchtende Meer. Hinter alle dem Felsengethürme, das wir während des Tages durchklettert hatten, blitzte, von den Gebirgen großartig umrahmt, sein klarer Spiegel am Horizonte auf. Gern hielten wir die Thiere einen Augenblick an, um hinabzuschauen, denn die nächste Wendung des Weges verschloß die knappe Durchsicht wieder. Dieser Weg ward immer entsetzlicher. Ab und zu kamen wir zwar auf einen gepflasterten Saumpfad, der offenbar einstmals von den Türken angelegt worden war und für den Verkehr dieser Landschaften auch völlig genügt hätte. Die

Griechen haben ihn aber verfallen lassen, wie die Brunnen am Wege; nirgends ist gebessert, wo Tageswasser die Steine durchrissen, nirgends begegnet man einem Versuche die Verbindung in Stand zu halten. Dadurch ist nun die Sache noch weit schlimmer geworden, denn von der verfallenen Reitstraße ab bahnt jetzt jeder sich seinen Weg durch Steingeröll, Gestrüpp und die von den zerstörten Brunnen versumpften Einsenkungen des Bodens. Zur Anlage großer Straßenbauten mögen die Mittel des armen Volkes wohl zu knapp sein, wenn man aber nicht einmal die vorhandenen Pfade in Ordnung hält die von einem Dorfe zum andern führen und die einzige Verbindung mit der übrigen Welt herstellen, dann trifft die Schuld das Volk selbst, das ist ein schlimmes Zeichen seines moralischen und intellectuellen Wohlbefindens. Als der Abend zu dämmern beginnt, sehen wir oben an den Felsen genistet Andrizena liegen, ein Städtchen oder ein Dorf? ich weiß es nicht. Das sollte unser Nachtquartier werden. Hier hatte man dem Boden auch wieder eine bessere Cultur angedeihen lassen und willig scheint er die aufgewendete Mühe überall zu lohnen. Weinberge, Getreideäcker, Oel, Mandeln, Obst gedeihen, wie die nächste Umgebung bezeugt, selbst in dieser Höhe ganz vortrefflich. Nur der Korinthe ist es schon zu rauh, die Rebstöcke, die wir sahen, tragen alle Weintrauben. Noch ein halb Stündchen und unsere Pferde trabten, nun auf ebener Bahn, in den Ort hinein, dem Hause des Gastfreundes zu.

Wenn ein schlichter bürgerlicher Reisender sich ungefähr eine Vorstellung von der Lage und der Stimmung des russischen Zaren oder eines anderen gekrönten Hauptes bei Berührung fremder Nachtquartiere oder Reisestationen machen will, so muß er die entlegenen Ortschaften des Peloponnes besuchen. Mit mehr Eifer, Neugier und Aufmerksamkeiten wird ein solcher Potentat kaum in unserem Mitteleuropa bewillkommt, als hier jedem ankommenden Franken zu Theil wird. Wir hatten einen Boten mit den Empfehlungsbriefen an unsern Gastfreund vorausgeschickt, die erste Folge davon war, daß die ganze Bevölkerung am Wege stand, um unseren Einzug sich nicht entgehen zu lassen. Stattlich genug sah er aus. Sechs fränkische Reiter, ein Diener in flatternder Fustanella, ebenfalls hoch zu Roß, daneben ein Troß von nationalgekleideten Läufern, so näherten wir uns Andrizena. Die Gastfreunde, zwei Brüder, die mit ihren Familien gemeinschaftlich zu wirthschaften schienen, empfingen uns schon unterwegs, der jüngere Nachwuchs des Hauses trabte mit, ein schlanker Jüngling in outrirt moderner Frankentracht machte sich besonders bemerkbar, so gelangten wir an das Gebäude, welches uns gastlich aufnehmen sollte, eins der stattlichsten im Orte. Ein saalartiger Raum, bunt ausgemalt, mit alten Möbeln verschiedener Sorten nach europäischer Art ausgestattet, diente als Empfangzimmer. Dort fanden wir die beiden Frauen, dorthin drängte die ganze Sippe der kinderreichen Familie sich, dort wurden die Begrüßungsreden mit einer

gewissen Feierlichkeit gewechselt. Die der Sprache Unkundigen fanden sich mit Verbeugungen, bei denen man die Hand betheuernd auf's Herz legt, und mit Händedrücken ab. Die Bewirthung begann sofort mit kleinen Erfrischungen. Eine Magd des Hauses trug dazu auf einem geräumigen Brette Gläser mit frischem Quellwasser daneben zwei Schalen mit süßen Frucht- und bitteren Orangecompoten und endlich einen Becher mit einer Scheidewand. Auf der einen enthielt er die reinen Theelöffel, auf die andere wurden die gebrauchten gesteckt. So bot sie Jedem die Erfrischungen dar, man nahm einen Löffel der Marmelade, einen Schluck Wasser und steckte den gebrauchten Löffel auf die andere Seite des Bechers. Gästen, die man besonders ehren will, gestattet man, mit demselben Löffel sich noch einen zweiten Bissen der Zuckerfrüchte aus der Schale zu holen. Diesem ersten Gange folgt dann eine Tasse schwarzer Kaffee, stark, aromatisch, ausgezeichnet, wie nur der Orient diesen Labetrunk zu bereiten versteht. Alle Hausgenossen standen umher und überzeugten sich, wie gut uns die Gaben mundeten.

Während darauf Erkundigungen wegen des morgenden Weges eingezogen und mit dem Hausherrn allerlei Unterhaltung gepflogen wurde, mußte unser Georgi Vorsorge für Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse des anderen Tages treffen. Er holte Fleisch, Brod, Eier ein, rüstete die gekauften Lämmer zu, ließ sie braten, um sie zur Weiterreise zu verpacken. Andrizena hat so viel

eigenes Verkehrsleben, daß solche Vorsorge hier ausführbar ist. Den meisten der kleineren entlegeneren Oertchen ist jeder Austausch für Geld, jede Production zum Zwecke des Absatzes gänzlich unbekannt. Jeder erzeugt dort nur den Bedarf für sein eigenes Haus, für dieses hinreichend, zum Verkaufe aber gar nichts. Willig hilft man wohl einander aus an solchen Orten, für Geld ist dort aber absolut nichts zu haben. Wir hatten diesmal 7—8 Oka Schafsfleisch gekauft. Nach der von den Türken beibehaltenen Oka ($1^1/_4$ Kilogr.) wird in diesen Gegenden Alles gewogen. Das Fleisch bezahlt man mit $1—1^1/_2$ Drachme (die Drachme = 75 Pfennige) die Oka, Wein kostet 30—50 Pfennige, Brod etwa 1 Drachme die Oka, Eier bis zu 5 Pfennige das Stück. Die Preise sind also durchaus nicht so niedrig, wie man es bei diesen naturwüchsigen, verkehrslosen Zuständen erwarten sollte.

Unsere Gastfreunde schien die starke Einquartierung von elf Personen durchaus nicht zu geniren. Die Dienerschaft saß in einem Nebenzimmer schon auf dem Boden beim Schmause, als auch wir zu Tische eingeladen wurden. Die erwachsenen Glieder der Familie saßen zwischen uns, die Männer schenkten aus den irdenen Krügen fleißig Wein ein; sich selbst damit zu versorgen verstößt gegen die gute Sitte, nach deren Satzungen man sich hier strenger richten muß, als in unserer europäischen Gesellschaft. Die Anwesenheit der Damen des Hauses ist bereits eine Concession an unsere fränkische

Gewohnheit, denn sonst pflegen hier die Männer allein an der Tafel Platz zu nehmen, die Frauen aber aufzuwarten. Jetzt reichten die Mägde Schüsseln mit dampfenden Makkaroni, ein stark mit Pfefferschoten gewürztes Ragout, gebratenes Schafsfleisch und zum Schlusse Süßigkeiten. Am meisten erfreute sich eine erquickende Nationalspeise des allgemeinen Beifalls. Jaourti ist eine Schüssel eiskalter, stark säuerlicher, geronnener Milch, sie wird aus süßer Milch durch Zusatz eines Stückchens alter Jaourti bereitet, ist weit käsiger, weit saurer und kräftiger schmeckend als unsere dicke Milch, mit der die Speise nur sehr geringe Aehnlichkeit hat. Man giebt Jaourti zu Reisbrei, Mehlspeisen, besonders aber zum Nachtisch, wo man sie allenfalls noch mit Zucker und Gewürzen mischt. Der Gourmand liebt sie unverfälscht am meisten.

Die Unterhaltung bei Tische war nicht sehr lebhaft, denn nur einige unserer Gesellschaft beherrschten die fremde Sprache und wir Deutsche mußten uns einigen Zwang auferlegen, denn lebhaftes, besonders heiteres Gespräch in fremder, unverständlicher Mundart erregt leicht das Mißtrauen der Gastfreunde, die darin eine Kritik ihrer liebenswürdigen und bestgemeinten Anstrengungen vermuthen. Außerdem waren wir von dem langen Ritte recht herzlich müde. Deshalb wurde sofort nachdem noch eine Schale Kaffee getrunken, Anstalt zum Schlafengehen gemacht. In dem großen Saale war dazu für vier unserer Genossen ein gemeinsames Matratzenlager bereitet und mit selbstgewirkten Decken ausgerüstet.

Wir anderen, die beiden ältesten der Gesellschaft, erhielten besondere Betten in einem Nebenzimmer. Unterschied der Güte gab es bei allen diesen Lagerstätten nicht. Der Comfort des eigentlichen Bettes ist den hiesigen Griechen unbekannt. Ob die feste Matratze dort auf dem Fußboden, hier auf einer Art Brettertruhe liegt, ist ziemlich gleich. Das hüpfende Ungeziefer bevölkert beide. Um manchen Luxus hatten mich meine niedriger gebetteten Gefährten kaum zu beneiden. Sie bekamen feste Lein- oder wenigstens Baumwollentücher, mein Lager war unten und oben bespreitet mit flordünnem streifigen Musselin, ganz vortrefflich passend zu Ballroben, aber wenig angenehm als Laken. Dennoch wäre ich gern sofort zur Ruhe gegangen und alle anderen ebenfalls, wenn nur nicht der ganze Hausstand das Zimmer gefüllt hätte, neugierig zuschauend, was wir eigentlich beginnen würden. Es half nichts, daß der eine den Rock auszog, der andere noch weiter mit seiner Nachttoilette vorging, die Damen des Hauses, die Männer, die ernst darein schauten, die jungen Mädchen und Knaben, das Hausgesinde selbst rührten sich nicht von der Stelle. Da blieb denn nichts übrig, wir gingen feierlich von einem zum andern, schüttelten ihnen die Hand und wünschten Gute Nacht. Das half, da zogen sie sich zurück. Die dienstfertige Beflissenheit kannte überhaupt keine Grenzen, nicht einmal diejenige, die bei uns selbst die größte Vertraulichkeit nicht überschreitet. Man konnte nirgends, selbst nicht bei den intimsten und discretesten Beschäftigungen allein sein.

Mindestens heftete die Magd mit der Lampe sich fest an unsere Fersen, verließ uns keinen Augenblick und mit fröhlicher Neugier drängte die Schaar der jugendlichen Hausgenossen sich nach. Das war eine der Schattenseiten der Gastfreundschaft.

Am andern Morgen umgab uns sofort die gleiche liebende Sorgfalt. Die junge Welt stand schon im Zimmer, noch ehe wir unsere Toilette begonnen. Dann aber trat wieder die Magd ein, in einer Hand einen flachen Teller, in der anderen eine Kanne mit Wasser. Das war das Zeichen zur großen Wäsche. Jeder trat vor die Spenderin, ließ ein Geringes von der kühlen Flut über die Hände rieseln und mußte die schnell hinabrinnende Flüssigkeit geschickt benutzen, um mit ihr sofort auch das Gesicht zu benetzen. Neben der Dienerin hatte die Frau des Hauses sich aufgestellt, den großen Familienkamm in der Hand zu gern verstattetem Gebrauche. Nun fehlte indessen noch etwas, an das die peinlichste griechische Gastfreundschaft nicht hatte denken können. Auch unsere Gaumen, die Zähne bedurften der erfrischenden Reinigung. Die sprachkundigen Gefährten hatten bald ein Glas erbeten und da sonstige Hohlgefäße nicht zur Hand waren, öffneten wir einen der fensterlosen Laden, der später wohl einmal zur Balkonthür dienen sollte, denn wie alle Häuser, die ich bisher in diesem Theile Griechenlands gesehen habe, war auch das unseres Gastfreundes zu Andrizena nicht fertig. Kaum begann aber der erste unserer Genossen die seltsame Reinigungs-

arbeit seiner Mundhöhle, so füllten Fenster, Thüren, Balkone und die Straße der Nachbarschaft sich vollständig mit Neugierigen, die dem Schauspiele mit stummem Erstaunen zusahen und sich vergeblich dessen Bedeutung zu erklären suchten. Erst als der letzte, der Sechste, seine Zahnbürste aus der Hand gelegt hatte, verlief sich die Menge.

Unsere Pferde standen bereit, der Morgenkaffee war getrunken, der Augenblick des Abschieds nahte. Unser Dank, ernst, abgemessen, formvoll im Ausdrucke, war doch ein innerlich herzlicher. Ohne solche unbedingte und liebenswürdige Gastfreundschaft, wie sie hier dem gänzlich Unbekannten gewährt wird, wäre die Reise im Peloponnes fast unmöglich. Der Dank ist hier die einzige Erkenntlichkeit, oft wird es schon übel genommen, wenn man den Dienstleuten ein reichliches Trinkgeld giebt. In einsameren Gegenden erfreut der Gast den Wirth durch kleine Gastgeschenke. Unsere landeskundigen Freunde führen zu diesem Zwecke stets eine Anzahl kleiner Photographien mit sich, wie man sie in Berlin hundertweise billig kauft. Am meisten Eindruck macht das Bildniß unseres Kaisers, besonders mit Hermelinmantel und Kaiserkrone; in Uniform wird er weniger geschätzt. Bismarck nimmt man ebenfalls weit lieber im fränkischen Civilanzuge als in seiner beliebten Uniform. Auch der Kronprinz ist sehr begehrt und zwar in jeder Gestalt. Die Züge Moltke's betrachtet man zwar mit Respect, zieht seinem Bilde aber jene anderen vor. Mit solchen photo-

graphischen Gastgeschenken verzieren die Leute ihre Wände, sie erbitten sie wohl gar selbst, wenn der Gast nicht daran denkt. Unsere Freunde aus Athen hatten, ehe sie zu uns nach Olympia kamen, schon den nördlichen Theil des Peloponnes zu Roß durchwandert. Sie waren die Ostertage über in einem Gebirgskloster gastlich aufgenommen worden. Beim Abschiede hatte der Prälat sich Bilder von unserm Kaiser, von Bismarck und vom Hagias Dollingeros, vom „heiligen Döllinger" erbeten. Weiter hinauf nach der türkischen Grenze soll man das meiste Glück mit den Blechhülsen der Conserven machen. Nach diesen sind die Leute besonders gierig, eine Sardinenbüchse gilt unter Umständen als ein begehrtes Zahlungsmittel. Um 7 Uhr Morgens etwa ritten wir nach herzlichem Abschiede, geleitet von den Männern der Familie, weiter hinauf ins Gebirge zu den Säulen von Bassä.

Phigalia.

Zu den „Säulen", wie im Volksmund die Tempelreste von Phigalia heißen, führt von Andrizena ein schmaler steiler Pfad in den wildesten Theil des südarkadischen Gebirgslandes. Die weichen Steinarten, die losen Geschiebe machen bald einem hellgrauen, feinen und festen Kalkstein Platz, welcher Stamm und Kern des vielverschlungenen Felsenknotens bildet, von dem dann die einzelnen Ketten durch das Land ziehen. An den jähen Abhängen der senkrechten Bergwände ist ein schmaler Weg in den Felsen geschrammt, kaum breit genug, um dem Fußgänger Platz zu gewähren. Die sicheren Thiere setzen ihre Füße aber so vorsichtig, daß man getrost sich ihnen überlassen, den Zügel auf ihren Nacken legen und sorglos die gigantischen Felsgebilde dieser wildromantischen Landschaft betrachten kann. Oft reißt aber die Rinne eines vertrockneten Bächleins in die senkrechte Kalksteinwand ein; wenn über diese das brave Pferd auf einem kaum fußbreiten Wege hinübersetzt, kommt uns doch wohl etwas Schwindel an. Solche Rheumata,

wie der Grieche diese Risse nennt, giebt es viele in den Hochgebirgen, manchmal ein Brünnlein daneben, zu dem der Hirt seine durstigen Schafe führt. Der Charakter der Bergformen und des Pflanzenwuchses wird wieder ein völlig anderer. Der hellgraue, zartschimmernde Stein wölbt sich zu mächtigen Kuppen, bricht in steilen Wänden ab, öffnet sich zu tiefen Schlünden und Abgründen. Alle kleinen, im engen Sinne malerisch und romantisch wirkenden Züge der Gebirgslandschaft sind hier geschwunden, gewichen der strengen Majestät des Hochgebirges, in dessen Bezirke wir nun eindringen. Die niedere Pflanzenwelt, das üppige Grün der Gesträucher, die vielfarbigen Blüthen und Blumen sind auf der unteren Stufe zurückgeblieben; was hier allein vorherrscht ist die Eiche, unsere deutsche Eiche. Undurchdringliche Wälder, deren Dickicht dem Blicke kein weiteres Vordringen gestattet, bildet dieser ernsteste und majestätischste aller Waldbäume nicht. Die kräftigen, viele Jahrhunderte alten, starknarbigen Stämme erscheinen, obgleich sie zu ungezählten Tausenden beisammen stehen, als Individuen, als ein lichter Wald ohne jedes Unterholz. Das macht den Anblick dieser Gebirgslandschaft zu einem unvergleichlich schönen und feierlichen. Von dem fast silberfarbenen Gestein heben die braunen Stämme, die vollen Kronen des jungen Frühlingslaubs sich alle einzeln ab; durchsichtig, nur leicht und anmuthig sich ihnen anschmiegend, erscheint das herrliche Waldkleid, welches die mächtigen Glieder des großartigen Gebirgskörpers umwallt. Die

helle Morgensonne dringt durch die noch nicht gänzlich entwickelten Blätter, ihre Strahlen spielen auf dem zarten Gestein, das giebt unbeschreiblich feine Farbentöne und breitet eine Stimmung erhabener Heiterkeit über diese einsame Landschaft, wie sie der Umgebung des Tempels, der dem hilfebringenden Apollo geweiht war, vollständig entspricht.

Wohl nur Hirten waren ehedem bis hinauf in diese Bergwildniß gedrungen. Dichter und verwachsener mag damals der Eichenwald gewesen sein, geringer jedenfalls die Kunde dieses unwirthbaren Landes. Die „Säulen" mögen jene Hirten, vielleicht auch die Bewohner der nächsten Dörfer wohl gekannt haben, niemand aber achtete ihrer, niemand glaubte etwas besonderes, etwas anderes in ihnen zu sehen als einen Haufen seltsam geformtes Trümmergestein. Unter türkischer Herrschaft konnte sich natürlich der griechische Patriotismus ebensowenig regen als der Stolz des unterjochten Volkes auf die große Vergangenheit des klassischen Landes. Die „Säulen" verfielen dem Schicksale des Dornröschen, sie schlummerten ungekannt oder wenigstens gänzlich vergessen in tiefer stiller Waldeinsamkeit. Im Jahre 1812 drangen deutsche und englische Reisende auf Streifzügen durch die arkadischen Gebirge hinauf in diese Wälder. Wie müssen sie erstaunt gewesen sein, mitten in dem tiefen Dunkel mächtiger Eichen einen der schönsten dorischen Tempel zu erblicken, vollständig aufrechtstehend, alle Säulen nicht nur erhalten, sondern auch die Cella, die

ein Sculpturenfries mit lebhaft bewegten, wilden Kampfscenen schmückte, vielleicht das Kühnste, Heftigste, Leidenschaftlichste, was die Bildnerkunst der Hellenen jemals geschaffen hat. Nun war das verborgene Heiligthum von Phigalia entdeckt, die Engländer, die zehn Jahre vorher die Bildwerke der Akropolis herausgebrochen und weggeschleppt hatten, zogen mit ihren Saumthieren auch bis in diese Gebirgswildniß herauf, zerstörten das Haus des helfenden und schützenden Gottes, nahmen die einzelnen Theile des Frieses weg und schmückten damit das Museum ihrer Hauptstadt.

Selbst wir, die wir längst Kunde von dem Tempel haben, halten überrascht und erstaunt unsere Pferde an, wenn plötzlich die Säulen von Phigalia vor uns aufsteigen. Noch stehen sie alle, noch liegt das Steingebälk auf ihnen, noch erkennen wir deutlich aus den Resten der Cella die eigenthümliche Anordnung des ganzen Baues. Lange aber wird er kaum mehr sich aufrecht erhalten. Bedenklich beginnen die Säulen sich zu neigen und ihren Schwerpunkt zu verschieben; ein heftiger Sturm, wie er über diese Höhen leicht öfter dahin brausen mag, ein leichtes Erzittern der Erde würde Alles durcheinander werfen und Griechenland um eins seiner schönsten und interessantesten klassischen Baudenkmale ärmer machen. Außen stellt dasselbe sich als ein Peripteros dar, die beiden kleinen Säulenreihen im Innern der Cella theilen diese indessen nicht in drei Schiffe, sondern es ist jede derselben mit der Cellawand derart verbunden, daß sich

ringsum capellenartige Nischen bilden, wie noch deutliche Bruchstücke des Baues zeigen. Um diese Cellawand lief der berühmte Fries mit den wilden Kämpfen der Amazonen und Centauren, der in Bezug auf leidenschaftliche Erregtheit, dramatisches Leben und Kraft der Erfindung vielleicht nur in den allerdings schöneren und edleren Gruppen des Westgiebels am olympischen Zeustempel ein Verwandtes findet. Der Tempel scheint aus den Felsmassen der Umgebung herausgewachsen. Derselbe feine, silbergrau schimmernde Kalkstein des Bodens formt sich in ihm zu Säulen, Wänden, Stufen und Balken, nur zu den eigentlich schmückenden Theilen ist weißer, wahrscheinlich pentelischer Marmor verwendet worden, wie die Untersuchung unserer sachkundigen athenischen Freunde ergab. Diese Gleichartigkeit des Tons und der Farbe macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, sie schafft für unsere Vorstellung auch hier die ganze Umgebung zu einem heiligen Bezirke um, dessen Mittelpunkt der eine Tempel bildet.

Er hat wohl niemals Genossen in seiner unmittelbaren Nähe gehabt, stand von jeher einsam auf der Höhe des unwegsamen Felsengebirgs inmitten hoher Wälder. Bassä, das „Waldthal", auf dessen Grund und Boden er erbaut, lag südöstlich im tiefen Grunde, die Phigalier, die ihn dem Apollo geweiht, wohnten noch weiter entfernt, unten am Berge an der Stelle, wo heute das Oertchen Paulizza liegt. Diese völlig einsame Lage oben im waldigen Hochgebirge und dann die

befremdliche, sonst fast nirgends mehr vorkommende Erscheinung, daß dieser Tempel von Bassä nicht wie alle anderen Götterwohnungen der Hellenen von Osten nach Westen sich aufbaut, nicht einen Eingang an der Ostseite hat, sondern von Nord zu Süd mit dem Eingang an der schmalen Nordseite liegt, geben der forschenden Wissenschaft manches Räthsel auf. Gewiß ist hier lange vor Erbauung des Tempels eine alte Cultstätte gewesen, vielleicht mag auch, da nachweislich der Tempel dem Apoll zum Danke für Abwehr der Pest von den Phigaliern errichtet worden, die Seuche grade hier ein Ende gefunden, auf dieser Stelle ihr letztes Opfer gefordert haben. Jedenfalls mußten ganz besondere Umstände mitwirken, um dem Tempel diese Lage und diese Richtung zu geben.

Der Naturfreund, der moderne, europäische, deutsche, hätte kaum eine schönere Stätte zur Rast inmitten dieser unwegsamen Berglandschaft auswählen können. Von Norden kommend sehen wir den Tempel nicht auf voller, alle Umgebung beherrschender Höhe vor uns liegen, sondern erst nachdem wir den letzten Bergriegel überschritten haben, breitet sich eine sanfte Senkung muschelförmig aus und in dieser steigen die silbergrauen Steinsäulen imposant auf. Südwärts aber und nach Westen hin reißen die Gebirgsketten plötzlich auseinander. Wir sehen von den Stufen des Tempels aus hinab in das sonnige Thal von Messenien, auf die grünen Fluren dieses üppigen reichbebauten Landes, bis zum Meere hin, dessen glänzende

Fläche den fernen Horizont füllt. Starre Felsenmassen umrahmen dieses liebliche Bild, meist ist der Stein hier kahl oder nur mit niederem Gesträuch bedeckt, zerrissen sind seine Profile, wild und regellos seine Formationen, fern im Südosten zu unserer Linken erhält dieses Felsengewoge einen großartigen Abschluß durch den Schneescheitel des lakonischen Taygetos, der aus blauer Ferne von Sparta herübergrüßt. Zur andern Seite, nach Westen hin, öffnet sich das Thal von Phigalia, enger, steiler umschlossen, kürzer als das messenische, wie dieses jedoch ebenfalls zum Meere auslaufend. Der Morgen war nicht ganz klar, als wir oben bei den Säulen anlangten. Wolkenfetzen an den Zacken der nahen Berge, Nebeldampf füllte die Abgründe und Thäler. Der frische Wind räumte aber bald mit den Dünsten auf, erst hier, dann dort rissen die Schleier auseinander, aus der leichten Verhüllung traten die Landschaftsbilder zauberhaft hervor und endlich lag das ganze Rund uns zu Füßen, eins der großartigsten, malerischsten, entzückendsten Panoramen der classischen Erde.

Unsere Decken wurden über das Trümmergebälk des Tempels gebreitet und während die Einen die nächstliegende Höhe erkletterten, um dort das Heiligthum der Artemis aufzusuchen, Andere die Lage des Tempels mittelst der Magnetnadel orientirten, die Verhältnisse ausmaßen, flüchtige Aufrisse und Skizzen entwarfen oder vergeblich nach dem Quell suchten, den der Engländer Penrose hier gefunden haben will, packte Georgi das

eingehandelte und eigenhändig gebratene Schafsfleisch aus, einige Büchsen mit Thunfisch, Sardinen und andere Leckerbissen fanden sich ebenfalls noch vor, für Brod war gesorgt, ein Fläschchen Cognac, der schöne Rest einer Weihnachtsspende, war guter Ersatz für den übelschmeckenden Harzwein, und so wurde unser gemeinsames Frühstück im Tempel von Bassä nicht nur ein heiter belebtes und sehr gemüthliches, sondern auch auskömmlicher und üppiger, als wir's erwartet hatten. Viel that natürlich zur Erhöhung der Stimmung außer der vortrefflichen Gesellschaft die Umgebung, die heilige Stätte classischen Bodens, auf der wir standen, die großartige und liebliche Scenerie, die uns rings umgab. Immer deutlicher traten die Einzelnheiten der Landschaft hervor, der stark gekrümmte Rücken des fernen, schneeigen Taygetos, der Klosterberg Burkano, der isolirt aus der lachenden messenischen Flur aufsteigt, besonders aber das Meer, das blauschimmernde, welches die hohe Sonne glänzend beleuchtete.

Schwer reißt man sich von dieser Stelle los, die so Vieles und so Verschiedenes gewährt. Aber endlich müssen doch die Zeichner ihre Mappen zuklappen, der Topograph seine Taschenapparate einstecken, wir anderen uns trennen von dem Bilde, an dem man sich nimmer satt sehen zu können meint. Der Weg ist weit und schwierig, der heute zurückgelegt werden muß und ungewiß ist es, ob uns an seinem Ende der Lohn eines guten Nachtquartiers in Aussicht steht. Wir reiten zurück über den zarten,

feinen Kalkstein, zwischen den mächtigen Eichen hindurch die, soweit der Blick reicht, als stolze Einzelgestalten in ihm wurzeln. Die Säulen sind bald verschwunden, die Landschaft wird ärmer, einförmiger, so daß wir dem Wege selbst wieder mehr Aufmerksamkeit zuwenden können. Das ist sehr nothwendig, denn er wird immer schlimmer. Oft wo er an dem schwindelnden Rande einer senkrechten Felswand dahin zieht, zerreißt ihn ein Rheuma, über dessen tiefen Spalt das arme Pferd im Sprunge setzen muß, oft senkt er sich dachjäh eine Reihe von großen Felsblöcken und über Trümmergestein hinab, daß das Pferd fast in die Knie sinkt, wenn es von einem Stein zum andern hinabklimmt. Eine Lust ist das Reiten hier für Keinen; das mühsame Gekletter von einem Steinblock zum andern wird bei dem steilen Hinabsteigen der wilden Pfade noch unangenehmer und unbequemer als das langsame und bedächtige Ersteigen der wegelosen Höhen. Die gute Laune wird aber Niemanden verdorben, die Stimmung aller Genossen dieses interessanten Zuges nach Arkadien bleibt eine gleichmäßig fröhliche, angeregte, man fühlt sich glücklich und hochbefriedigt in dieser fremden, interessanten Welt, in der so Vieles anders und Alles schöner erscheint, als man es uns geschildert hat.

Das Volk aber kann hier unmöglich eher in den allerersten Anfängen seiner Cultur fortschreiten, ehe ihm nicht die nothwendigsten Bedürfnisse des modernen Lebens gewährt werden. Dazu gehört zunächst der Bau von Straßen, wenigstens die Einrichtung von Wegen. Die

entlegensten Bezirke von Tyrol, von Schweden oder Norwegen sind in dieser Beziehung weit voran. Der ganze Peloponnes kennt mit Ausnahme zweier schmaler Striche im Nordosten und Nordwesten den Begriff eines Wagens garnicht. Außer zwei oder drei kurzen Straßenkörpern giebt es nirgends einen Landweg, eine Verbindung zwischen nachbarlichen Ortschaften, nicht einmal in den ebenen breiten Thälern der Flüsse ist es möglich, einen Wagen zu benutzen. Weiter hinauf im Gebirge wird nicht einmal für Anlegung von Saumpfaden, ja sogar nicht für die nothdürftigste Ausbesserung der aus früherer Zeit vorhandenen gesorgt. Man läßt Alles stehen und gehen wie es der Natur gefällt, der Einzelne tröstet sich wohl damit, daß er selbst die Außenwelt wenig brauche, thatsächlich geschieht für Nebenwege gar nichts, weder vom Staate noch von den Gemeinden. Dadurch beschränkt sich aller Verkehr auf das unabweisbar Nothdürftigste, deßhalb kann die Cultur nicht ins Land dringen, aus diesem Grunde ist das Volk hier völlig industrielos und wird bei allem Verkehr mit der Außenwelt zur Vergeudung einer Summe von Zeit und Kraft genöthigt, die anderswo weit nützlicher angewendet werden könnte. Das Grundübel liegt aber tiefer. Das junge Volk ist für die demokratische Verfassung, für absolute Freiheit und Gleichheit nicht reif. Da es keine Parteien, sondern eigentlich nur persönliche politische Coterien in diesem Lande giebt, fehlt ihm jede befestigte, sich sicher auf einen zuverlässigen Machtfactor stützende Regierung.

Bringt eine Landschaft ihren Candidaten ins Ministerium, so sorgt er für diese und verspricht ihr noch viel mehr. Der Nachfolger hat dann wieder andere Verbindlichkeiten zu erfüllen und so kommt es zu gar nichts. Daß die feste, kraftvolle Regierung, die man dem Lande wünschen muß, die alle Einsichtigen lebhaft herbeisehnen, eine conservative sein muß, versteht sich hiernach von selbst. Dringt die Einsicht von solcher Nothwendigkeit erst weiter ins Volk, dem es an Patriotismus wahrhaftig nicht fehlt, dann wird man so eine starke, dauerhafte Regierung, die dem Lande Ordnung, alle nothwendigen, nun schon 50 Jahre hinausgeschobenen Wirthschaftsreformen und Gesetze, die ihm die unentbehrlichen Culturmittel giebt, schaffen um jeden Preis, selbst um den eines Verlustes an absoluter politischer Freiheit. Dann werden auch die Fluren, die jetzt den Charakter einer romantischen Wildniß tragen, nutzbare Früchte bringen, dann wird der Segen, der dem Boden entströmt, das Volk wohlhabend, fleißig und zufrieden machen. Denn jetzt schon sieht man überall deutlich dort, wo die Eigenthumsverhältnisse einigermaßen geregelt sind, trotz der mangelhaften Verkehrsmittel und der traurigen wirthschaftlichen Gesetzgebung, daß der Wohlstand sich hebt, ein Stand von vermögenden Grundbesitzern sich bildet, der schnell aufblüht. Ueberall dort, wo jetzt auf herrenlosem Grunde Asphodelos, Mastix und Eichendickicht wildern, könnte die Korinthenrebe hohe Erträge liefern, Getreide und Obst vortrefflich gedeihen.

Wir hatten nicht die Absicht, weiter in das arkadische Hochland zu dringen, sondern wollten durch die malerischen Berglandschaften Triphyliens zur westlichen Meeresküste hinabsteigen und von dort heimwärts ziehen. Je mehr der Weg sich aus den unwirthbaren Felsenrevieren niedersenkt, desto lebhafter, freundlicher, anmuthiger wurde wieder die Landschaft, desto üppiger, bunter und verschiedenartiger gestaltete sich der Pflanzenwuchs, desto reichlicher quoll von allen Seiten das helle kalte Wasser aus den Bergen. Am Nachmittage ritten wir hinab in das Thal des Dagon. Es gehört zu den romantischsten und schönsten des westlichen Peloponnes. Der Nebenfluß des Alpheios bricht durch kräftige Steinwälle seinen Weg in tiefen, dunkeln Schlünden, so daß man nur das Gebrause seines Wassers hört, dann erweitert sich sein Thal zu einem breiten Kessel, der, von hohen Bergzügen umschlossen, sich vollständig mit kräftigem Baumwuchs füllt. Es reitet sich prächtig durch diese grüne Wildniß, manchmal müssen unsere Pferde den schnell strömenden Dagon durchwaten, manchmal klettern sie einem gar zu tiefen Rheuma aus dem Wege hoch eine steile Felswand hinan, meist aber trotten sie bequem auf dem blumigen Waldrasen. Zwar schlagen im dichten Buschwerk die Zweige der Stacheleichen oder des Mastix uns ins Gesicht, oft spinnen Smilax, Brombeeren oder Kletterrosen ihre Ranken über den kaum kenntlichen Pfad, oft hat der Pferdehuf eine arme Schildkröte zermalmt, die sich hier ungefährdet sonnen zu können geglaubt, das Alles

erhöht eigentlich aber nur den Reiz dieses herrlichen Thalweges, der immer schöner, immer wilder, immer blüthenreicher wird, je weiter wir hinabkommen. Jetzt finden sie alle sich wieder, die wir seit gestern nicht gesehen, die carmoisinrothe Judasblüthe, die wilde Birne, der goldige Ginster, die Rosen, die Purpur-Anemone, die wilden Nelken, daneben unzählige Blumen und Sträucher, deren Namen wir nicht kennen. Kommt dann ein kleiner Nebenbach schnell von den höheren südlichen Bergen hernieder, so verräth er seinen Lauf weithin durch hochstämmige, prachtvoll belaubte Platanen, die ihn treu begleiten bis hinab zum Dagon. Diese Platanen sind die Aristokraten unter den Waldbäumen des Peloponnes. Sie wählen sorgsam ihre Stelle, fühlen sich nur wohl in der heiteren Nachbarschaft eines lebhaften Bächleins, dessen kühles reines Wasser ihre Wurzeln besprudelt, sie kräftigt und erquickt. Solche Bäche giebt es in diesem Theile der Landschaft unzählige und jeder ist umschattet von dem großblättrigen, hellen Laube der stolzen Platane, die sich hier zu seltener Kraft und Höhe entwickelt. An solchen Stellen, wo das Wässerchen den Wiesengrund des Thales erreicht, siedeln sich im Schatten der mächtigen Bäume gern kleine griechische Kapellen an, in denen das vorüberziehende Volk seine Andacht verrichtet, wo die Leute aus den Bergen sich versammeln, wenn der Heilige seinen Namenstag hat, um hier einen der Feiertage fröhlich zu begehen, an denen kein Volk reicher zu sein scheint als die Griechen. Da steht dann gewiß auch

ein Khan oder ein Bakal, Herberge oder Schenke, die für etwas Schnaps und Brod sorgen. Unser Reiterzug hält gern an solchen Stätten im Platanenschatten, die Pferde schlürfen gierig das kühle Wasser, welches oft massenhaft aus dem Boden quillt, unter den Wurzeln der Bäume hervor, wir nehmen einen Schluck Branntwein, ein Stück Brod und einen Becher Wasser, den uns Georgi aus der künstlichen Brunnenfassung holt, die trotz dieser natürlichen Rinnsale solchem Orte selten fehlt.

Es wurde Abend, ohne daß wir an eine menschliche Niederlassung kamen, die uns für die Nacht hätte Gastfreundschaft gewähren können Das nächste Dorf war noch mehrere Stunden entfernt, und bei völliger Dunkelheit hätte sich den fremden Franken wohl schwerlich eine Thür geöffnet. Ueberhaupt reist man in diesen Gegenden, auf diesen Wegen niemals in die Nacht hinein. Daher wurde Rath gehalten, die Meinung ortskundiger Wanderer eingeholt und einer der dienenden Begleiter, der hier öfter gewesen war, befragt. Das Ergebniß war, den nächsten Khan aufzusuchen und dort die kurze Nacht zuzubringen. „Es wird doch dort Hotels geben?", hatte mancher Freund mir tröstend gesagt, wenn ich mir die Unbequemlichkeit solcher peloponnesischen Wanderung vorher klar zu machen suchte. Diese Zuversichtlichen hätte ich gern in den Khan geführt, um ihre Frage gründlich zu beantworten. Es liegen verschiedene solcher Herbergen am Wege, diejenigen in den Dörfern sind wohl alle

wenigstens mit einigen Decken, etwas Speisevorrath, einem Schlauch Harzwein und immer mit Kaffee ausgerüstet, so daß man in ihnen allenfalls das Nothwendigste findet. Andere aber liegen einsam an den selten begangenen Pfaden, in der Regel nahe an einem Brunnen oder Bache. Hier tränkt der Wanderer seine durstigen Pferde, nimmt für wenige Pfennige selbst einen Schnaps und ein Stück Brod; auf Weiteres sind sie nicht eingerichtet.

Als wir, während die Sonne mit den letzten Strahlen die Wipfel der Bäume vergoldete und glühendes Licht auf die Berggipfel warf, die Thäler von der beginnenden Dämmerung aber schon in schwarze Schatten gehüllt waren, aus dem Thale des Dagon hinaus über eine niedrige, mit Gesträuch bedeckte Berglehne ritten, sahen wir unsern Khan vor uns liegen; freundlich genug für den ersten Anblick. Gewaltige Platanen umgaben auch hier eins jener Brünnlein, die wahrscheinlich noch ein Vermächtniß der Türken sind, das aus Steinen zusammengebackene Haus sah von außen recht stattlich aus. Der Eintritt schien uns aber nicht ohne Weiteres gestattet zu werden, es bedurfte langer und zuletzt ziemlich energischer Verhandlungen unseres landeskundigen und liebenswürdigen Reisemarschalls mit dem braunen, wild aussehenden Besitzer der Waldherberge, um diesen unserer Aufnahme geneigt zu stimmen. Endlich war der Handel abgeschlossen, wir traten ein. Das Innere der Höhle bildete einen einzigen oblongen, ummauerten Raum ohne

Fenster und andere Luftlöcher als die schmale Thür. Auf diese vier Wände hatte man knorrige, kräftig stilisirte Platanenäste als Dachbalken gelegt, darüber loses Rohr, vielleicht auch einige Ziegel. Das war der architektonische Zustand der Hütte, jedenfalls noch das beste an ihr. Drinnen trieben in dem gemeinsamen Raume auf der einen Seite die Schweine grunzend ihr Wesen, auf der anderen hatte man von dünnem Rohrgeflecht eine Schranke gezogen, um die Schnapsvorräthe der Wirthschaft vor Angriffen zu bewahren, vielleicht auch um der Familie eine abgesonderte Stätte zu gewähren. In der Mitte brannte auf dem Fußboden ein Feuer, dessen dick qualmender Rauch das ganze Gebäude füllte, ehe er durch die Ritzen der leichten Bedachung seinen Weg suchte. Die aus ihrer frühen Nachtruhe aufgescheuchten Hühner flatterten unruhig umher, als wir einzogen.

In dieses Chaos voll Schmutz, Rauch, Ungeziefer und Hausthiere brachten wir nun noch sieben ermüdete Pferde und außer unserer Gesellschaft von Sechsen noch fünf dienende Begleiter. Alle sollten in dem einen Raume Obdach, alle wenigstens nothdürftigste Verpflegung finden. Die Pferde verdrängten das Borstenvieh aus seiner Ecke, oder vielmehr sie richteten sich gemeinsam ein, denn beide blieben beisammen. Unsere armen Thiere hatten sich den ganzen Tag buchstäblich von nichts anderem genährt, als von den Lilien des Feldes, von schnell mit dem Maule abgerupften Blättern, Kräutern oder Gräsern und dem Stückchen Brod, das wir ihnen

gelegentlich gespendet. Nun gab es für sie hier ebenfalls nichts, absolut gar nichts zu fressen. Die letzten Augenblicke der Dämmerung sollten sie zwar benutzen, um von dem Rasen draußen ihren Nachtimbiß auszuraufen, das war aber eine kümmerliche, elende Mahlzeit nach dem furchtbar ermüdenden zehnstündigen Ritte. Die Leute wollten sich zu ihren Thieren legen, uns aber versprach der treue, vorsorgliche Georgi in der anderen Ecke des Khans von den Decken der Pferde und unseren Ueberziehern oder Plaids ein Lager zu bereiten. In dieser Ecke war eine Art Bühne aufgeschlagen, Tisch oder Lagerstatt, etwa acht Fuß lang und sechs Fuß breit, ein Brett, von einigen Füßen gestützt. Auf diese Dürftigkeit galt es nun sich einzurichten.

Der Abend wurde kühl, windig, regendrohend. Wir waren müde und fröstelten. Aber das schwehlende Feuer trieb, als wir uns um dasselbe lagern wollten, seine Rauchmassen uns derart um die Köpfe, daß die thränenden Augen und der beginnende Kopfschmerz uns auf und aus der Hütte jagten. Auch Hunger stellte sich ein. Morgens hatten wir gelacht und gespottet über die eingekauften acht Oka Schafsfleisch, jetzt waren wir froh, noch einige Reste davon im Reisesacke zu finden. Es reichte jedoch nicht und gern hätten wir nach dem anstrengenden Tagesmarsche etwas Warmes genossen. Der Wirth wollte sich zu keinerlei Lieferungen verstehen, er betheuerte gar nichts zu besitzen, nicht einmal ein Stück Brod, viel weniger denn Fleisch, Eier oder sonstiges

Material zu einer Mahlzeit. Ernstes Zureden mußte endlich auch jetzt wieder helfen. Zwei der umherflatternden Hühner sollten geopfert werden. Mit hastigem Sprunge hatte der halbwilde Grieche sofort den stattlichen Hahn erwischt, mit kräftigem Rucke ihm den Kopf abgerissen, so daß das warme Blut umherspritzte, in demselben Augenblicke steckte er das zappelnde Thier in den Tiegel mit siedendem Wasser, der fortwährend auf dem Feuer brodelte. Eine Henne folgte. Auf eine Anfrage in Betreff der Zubereitung, entschieden wir uns für Suppe. Bald waren die beiden Thiere gerupft und, obgleich die Hälfte der Brühe fortwährend überkochte, das Feuer löschte und den Qualm damit noch unerträglicher machte, war das Gericht doch bald fertig. Ueber die Verbesserung unserer Suppe entstand unter uns Sechsen ein lebhafter Meinungsstreit. Daß eine gute Portion des schwärzlichen, übel aussehenden Salzes in den Topf geschüttet werden mußte, darüber waren wir alle einig. Der eine glaubte aber von seiner Mutter erfahren zu haben, daß zur guten Hühnersuppe eine Zwiebel unumgänglich nothwendig sei, ein Anderer wollte Reis anschütten, der sich natürlich nicht auftreiben ließ, der Vorschlag statt dessen Stücke des schwarzen Brodes zu nehmen, fand nicht genügende Unterstützung. Damit durch die vielen Köche die Mahlzeit nicht verdorben würde, überließen wir dieselbe unserem Georgius, der über das schwarze Salz nicht hinausging. Endlich waren die Hühner nothdürftig gar. Die Bühne in der

Ecke, die uns als Lager dienen sollte, mußte nun erst zur Tafel hergerichtet werden. Auch das war schwierig, denn es ließ sich kein anderes Tischzeug auftreiben, als ein flacher irdener Teller. Dieser ward Suppenschüssel. Löffel gab es keine. Man nahm daher sein Trinkglas, schöpfte damit die dünne nüchterne Brühe aus dem Teller und trank so lange etwas da war. Das Fleisch kam in Stücken auseinandergerissen auf den Tisch, war entsetzlich zähe, schmeckte aber dennoch, wie überhaupt die ganze Mahlzeit, die unsere Lebensgeister wieder erfrischte. Bei manchem feinen und kostbaren Mahle geht es gewiß weit stiller und langweiliger her, als während dieser Abendstunde in der verräucherten Spelunke. Als der Wirth nun gar noch den irdenen Suppenteller einige Male mit Schafsmilch füllte und uns damit einen unerwarteten leckeren Nachtisch lieferte, hob sich die Stimmung fast bis zur Ausgelassenheit. Wir mußten an die Nothwendigkeit des morgenden frühen Aufbruchs gemahnt werden, um endlich die Abendtafel in eine Lagerstatt umwandeln zu lassen. Unsere Satteldecken wurden auf das Brett gespreitet, eine vorgefundene alte Thüre verlängerte dasselbe, wir drückten uns eng zusammen, aber dennoch reichte der Raum nur für 5 Personen. Der Sechste mußte sichs am Erdboden bequem machen.

Die Nacht war keine angenehme. Der Rauch biß in die Augen, die Thiere lärmten mitunter, die Menschen nicht minder. Denn während der Eine fror und nach Feuer verlangte, lechzte der Andere nach frischer Luft

und wollte die Thüre öffnen. Bald machten sich denn auch dichte Karavanen der kleinen Thierchen über uns her, deren verschiedenste Spielarten in keinem griechischen Hause fehlen; das Rascheln der Mäuse und Ratten, die wohl einmal über uns hinhuschten, verdarb ebenfalls die Nachtruhe und endlich prasselte noch ein heftiger Platzregen auf das leichte Dach, der uns nicht nur mit Wassertropfen, sondern mehr noch mit den kleinen Rußkügelchen überschüttete, die er von der Decke losschlug. Verschlafen hat Niemand von uns die Zeit; so wie der Morgen dämmerte, sprangen wir auf, reckten die wehen Glieder und ließen uns von der erquickenden Kühle der Frühluft draußen durchwehen. Unter den Platanen, wo der volle Strahl eines klaren, eisigen Quells aus steinernem Brunnengehäuse rinnt, wurden die böse Nacht und ihre Spuren vom Körper weggewaschen, und als die Sonne eben über die östlichen Berge guckte, saßen wir schon zu Pferde, um uns schnell ein Frühstück zu erreiten, denn der Wirth des Khan wollte oder konnte uns gar nichts geben, nicht einmal den dringend erbetenen Napf Schafsmilch.

Samikon.

Wenn wir aus der arkadischen Landschaft westwärts nach Tryphilien zur Küste des jonischen Meeres hin vordringen, so verändert sich der Charakter des Landes in vielen wesentlichen Zügen. Der aufmerksamere Blick wird in diesem Gebirgslande drei verschiedene Stufen leicht unterscheiden, sowohl in der Art und Formation des Gesteins, als auch in den Erscheinungen des Pflanzenlebens. Hoch oben in der großartigen und feierlichen Umgebung des Apollotempels von Phigalia erhebt der silbergraue zartschimmernde Kalkstein sich in mächtigen Gebilden, deren einfache Linienschönheit der Landschaft einen großen, klassischen Charakter verleihen. Die Eichen, die auf diesem hellen Kalk sich erheben, ohne jedes Unterholz, ohne jeden bunten Teppich von Rosen oder blühenden Kräutern, diese vollen grünen Kronen, durch welche die Sonne dennoch hindurch dringt, um mit ihren Strahlen auf dem lichten Steingrund zu spielen, erhöhen dort den Eindruck der Feierlichkeit, der edlen und erhabenen Majestät, den diese Hochgebirgswelt auf den Wanderer macht.

Selbst der Mangel an belebendem, fröhlich sprudelndem Wasser wirkt mit zu der Stimmung, wir meinen einen geheiligten Ort zu betreten, in dem tiefer Gottesfrieden herrscht.

Weiter abwärts werden die Formen lebhafter und mannigfacher. Den Sandstein zerreißen die zahllosen Bäche und kleinen Flüßchen zu tiefen Abgründen, Klüften und Schlünden, Kiesel-Conglomerate und schiefrige Brüche treten in malerischen, nicht selten bizarren Gebilden hervor, eine üppige, wilde Pflanzenpracht dringt überall aus dem Boden, das Wasser rauscht und schäumt von Klippe zu Klippe in die Thäler hernieder, es ist eine prachtvolle wilde Romantik, die uns hier umfängt; Aecker, menschliche Ansiedelungen, Spuren der Cultur unterbrechen diese Wildniß nur selten, nur wie Oasen. Es ist auch eigentlich kaum Wald zu nennen, dieses undurchdringliche Gewilder von hohem Mastix, von Stacheleichen, Dornen und wilden Birnen, welches durchschlungen, umklammert und übersponnen wird von Brombeeren, Smilax, Rosen und Epheu, mit Ranken und Blüthen. Hoch und als Einzelwesen deutlich erkennbar, erheben sich aus diesem Untergrunde die mächtigen Platanen, die Strandfichte, der Erdbeerbaum und dazwischen, wie zur Dekoration die schlanke hochstämmige Erika voll heller Blüthensträuße, der Judasbaum mit hochrothen Blüthen bedeckt. Der goldige Ginster, Iris, Nelken, Anemonen am feuchten Boden, hohe Asphodelosstauden überall, wo das Dickicht sich zu einer kleinen Wiese öffnet, drängen sich massen-

haft aus der Erde hervor. Es umgiebt uns hier ein Grünen und Blühen wie in den Urwäldern, und wieder ist es die jungfräuliche, noch von keiner Menschenhand unterjochte und dienstbar gemachte Kraft und Ueppigkeit des Bodens, die aus ihm hervorquellende Pflanzenpracht, verbunden mit dem Reichthum an hellem, kühlem Quellwasser, was dieser Landschaft einen eigenthümlichen und charakteristischen Reiz verleiht. Der Mensch scheint in dieselbe nur als malerische Staffage hineingestellt. Ein Hirt mit weißem Faltenkleid und rother Kappe dringt wohl einmal durch das Gebüsch, in dem seine Schafe ihre Nahrung suchen, es begegnet uns ein alter Palikare in reichem Festkleid, der mit feierlichem Gruße an den Franken vorüberreitet, es wandert gelegentlich ein Bote von einem Dorfe zum anderen, der ebenfalls seine sauberste Fustanella, den rothen Fez und die reichverzierte Gürteltasche angelegt hat; das bringt noch mehr Farbe und Glanz in die Landschaft, Leben aber eigentlich nicht.

Nun reiten wir aus dem Wassergebiete des Dagon über einen Bergriegel weiter westwärts dem Meere zu. Hier kommen wir auf die dritte Stufe. Der Bach, dem unser Pfad folgt, fließt ruhiger durch anmuthiges Hügelland direct dem Meere zu. In seinem Thale grünen ausgedehnte Gerstenfelder, Korinthenäcker ziehen sich die sanften, weichformigen Hügellehnen hinan, Obstbäume, Gartenbau oder höher entwickeltes Wirthschaftsleben umgiebt uns in dieser freundlichen Küstenlandschaft. Nach den Strapazen der letzten Tage ist es eine wahre Er-

holung auf den breiteren, bequemeren Wegen dahinzureiten, die allerdings auch hier niemals Fahrstraßen sind, aber doch wenigstens etwas besser in Stand gehalten werden. Ueberall wird es jetzt lebendiger. Dörfer oder kleine Städtchen breiten sich auf abgeplatteten Hügelkuppen aus oder suchen die Nähe des Wassers im Thale auf, ihre Bewohner sehen wir auf den Feldern beschäftigt mit allerlei Handarbeit und auch die Straße erscheint belebter durch regeren localen Verkehr. Sie führt von dem einen Oertchen zum anderen, bald unten im Thale, bald die Höhen hinansteigend, auf denen sich stattliche Dörfer in freier luftiger Lage angesiedelt haben. Zu den vornehmeren Culturpflanzen gesellen sich hier auch edlere Arten von Waldbäumen. Der Mastix und die Stecheiche treten etwas zurück, dafür erheben sich zwischen Aleppokiefern und deutschen Eichen hier zum ersten Male wieder die hohen breiten Schirme stolzer Pinien, und unabsehbar weit dehnen Orangenhaine, Citronenpflanzungen sich aus. Die Maulbeere, Granate und Feige beginnen eben sich in junges Laub zu hüllen, während von den Mandelbäumen schon grüne Früchte, dick wie kleine Pflaumen, herabhängen. Nur Asphodelos und Meerzwiebel bleiben auch hier dem Boden des Peloponnes treu; wo auf demselben noch nicht der Ackersmann seine Furchen gezogen hat, da ergreifen diese beiden Pflanzen gewiß Besitz von ihm und weichen nur, dann aber auch vollständig, der erobernden Cultur. Im Thale erfreut das Auge sich an dieser heiteren und reichen Pflanzen-

pracht; reiten wir über eine der Bodenanschwellungen, so blicken wir auf das Meer hinaus, dessen Küsten auch hier wieder von stillen Lagunen, ausgedehnten Becken voll Brackwasser, umgeben sind.

Den letzten, äußersten Hügelrand bedeckt ein herrlicher Pinienwald. Wie wir aus seinem Schatten reiten, sehen wir unser nächstes Ziel unmittelbar vor uns. Unten zwischen den Gärten, Orangenhainen und Weinfeldern liegen die Häuser von Tabla, eine Anzahl einzelner Landgüter, deren villenartige Wohngebäude sich inmitten ihrer Feldfluren erheben. Links, im Süden, springt das bewaldete Vorgebirge Samikon weit hinaus in das blaue Meer. Sein scharfes, kräftiges Profil, das ernste dunkle Grün seiner Wälder bilden einen malerischen Contrast gegen das hellglänzende Meer und das liebliche Gartenland zu unseren Füßen. Mitten in dieser freundlichen Küstenebene, zwischen den Citronen, Maulbeeren und Feigen, in einem der weißen stattlichen Häuser war uns eine Erfrischungsstätte angeboten worden von einem Gastfreunde aus Pyrgos, dem dieses Landgut in Tabla gehört und dessen Hausverwalter angewiesen worden war, sich der fränkischen Gäste aufs Beste anzunehmen. Wir ritten aus dem Pinienschatten hinab an's Meer, fragten uns zurecht und fanden bald das gastliche Haus. Es war nur von dem Verwalter und seinen Leuten bewohnt der Besitzer kommt selten und dann nur für kurze Zeit hierher, hat aber doch den Oberstock für solchen Besuch eingerichtet. Dort nahmen wir wir von den kühlsten,

luftigsten Zimmern Beschlag, denn die Mittagssonne hatte uns warm gemacht. Es sah hier aus wie in allen Häusern wohlhabender Griechen. Comfort, Freundlichkeit, Geschmack oder gar irgend welchen Luxus kennt die griechische Wohnung in diesen Gegenden nicht. Die Wände sind grellbunt bemalt in lebhaften Mustern mit schreienden Farben. Hier hatte der Künstler sogar den Fußboden mit einer großen vielfarbigen, weit ausgestrahlten Rosette geschmückt, die aussah wie ein aufgespannter Regenschirm, höchstens an die Zimmerdecke gehört hätte und unsere Füße immer zum Stolpern brachte. Die Möbel scheinen aus allen möglichen Rumpelkammern zusammengelesen, kein Stück paßt zu dem andern, keins ist bequem, keins irgendwie geschmackvoll. Am wenigsten Umstände macht der Wohlhabende mit seiner Nachtruhe. Einige Bretter als Unterlage, darauf eine harte Matratze, darüber selbstgewirkte Decken, das genügt Jedem als Bett. Geräumig sind diese Lagerstätten wenigstens, so daß drei von uns bequem darauf ausruhen konnten.

Der Haushalter war auf unsern Besuch nicht vorbereitet, versprach aber doch in höchstens zwei Stunden für ein Mahl zu sorgen. Einer der Leute zog mit Hilfe unseres Dieners dem geschlachteten Hammel eben schnell sein Wollenkleid aus, ein anderer heizte den Backofen, ein Bursche holte indeß einen Korb voll Citronen aus der nahen Plantage, damit wir unseren Durst an einer kräftigen Limonade löschen könnten. Der weisen

Vorsorglichkeit des landeskundigen Freundes, der Ordnung und Führung übernommen hatte, dankten wir die bisher streng geheim gehaltene Anwesenheit einiger Büchsen mit Hummersalat, die nun nach den Entbehrungen des letzten Tages Stoff zu einem hochwillkommenen Frühstück lieferten. Unabhängig von dem conventionellen Zwange und dem Ceremoniell, welche die Anwesenheit des Hausherrn und seiner Familie dem Gastfreunde überall auferlegen, konnten wir's uns hier ganz nach Gefallen bequem machen, frei über das Haus, seine Vorräthe und seine Bewohner verfügen, unsere Zeit eintheilen nach Gefallen.

Deshalb ward beschlossen, die Frist, die das Braten des Hammels uns gewährte, zu einem Besuch der Befestigungen von Samikon zu benutzen. Wir wanderten in der Gartenebene bis zu dem nahen Gebirgsvorsprung kaum eine halbe Stunde. Dort, am Fuße des Berges traf ich auf die erste rationelle Benutzung des Waldes. Die Stämme der Platanen, Kiefern und Eichen wurden hier zerschnitten zu Brettern, Planken, dünnen Balken, die, da die Wege für Wagenverkehr nicht eingerichtet sind, von Pferden und Maulthieren weggeschleppt werden. Trotz der üppigen und kräftigen Waldvegetation, an der das Auge sich im Peloponnes erfreut, liefert dieselbe doch wenig gutes Nutzholz. Das Volk verwüstet und verschwendet auf unbegreiflich kindische, thörichte und rohe Weise die Schätze, welche die Natur ihm freiwillig bietet. Die meisten Bäume werden entweder von Menschen-

hand und Menschenübermuth verstümmelt oder von weidenden Thieren in ihrer frühesten Jugend weggefressen. Daher kommt es, daß der Peloponnes zwar den Eindruck einer Waldlandschaft macht, Wälder aber eigentlich nur wenige besitzt. Aus dem oberen Lakonien kommen die meisten kräftigen Eichenstämme, die zu Bau- und Nutzholz verwerthet werden, hier überall liefert der Wald nur einen spärlichen Ertrag.

Kaum klimmen wir eine Viertelstunde bergan, da treffen wir schon auf das Mauerwerk der antiken Befestigung, welche dieses Vorgebirge einst zu einer beherrschenden Landwarte gemacht hat. Dieselbe stammt aus den frühen Jahrhunderten griechischer Zeit, ist aber wohl erhalten geblieben, so lange wie das Land seine politische Selbstständigkeit besessen hat. Zwar ist die Mauer, die ein befestigtes Lager umgrenzt, an den meisten Stellen zertrümmert, Bäume wurzeln an ihrem Fuße zwischen den niedergestürzten Steinblöcken, kleinerer Pflanzenwuchs dringt aus ihren Rissen und Spalten, aber man kann doch noch ihren ganzen Lauf verfolgen, ihre Construction klar erkennen, jede Einzelheit genau feststellen. Das Werk ist errichtet von polygonalen Blöcken, die allerdings roh gebrochene, unregelmäßige Seitenflächen haben, sich aber bereits sehr den Quadersteinen nähern. In der äußeren Erscheinung gleicht es deshalb weit mehr einem Quadersteinbau als den Kyklopenmauern, die wir an den Befestigungen alter etruskischer und latinischer Städte in Italien so oft finden. Diese Befestigung von Samikon

umkränzt die nördliche Höhe des Vorgebirges und zieht sich an der Nordseite desselben tief hinab. Das stark wuchernde Dickicht hat die alten Gemäuer dem Auge auf geringe Entfernung fast gänzlich verborgen, wir aber klettern auf demselben entlang, hinan zu der aussichtsreichen Höhe. Da finden wir denn in regelmäßigen Zwischenräumen ringsum stark vorspringende Thürme, in denen unten, seitlich verborgen und geschützt, kleine Ausfallpforten sich öffnen. Das wiederholt sich auf dem ganzen Laufe der Festungsmauer, den wir verfolgen, bis zur Spitze des Vorgebirges. Die Aussicht von Samikon ist ein umfassender und großartiger Blick über das jonische Meer, welches tief unten an dem Fuß der weit hinausspringenden Klippe brandet. Fern im Norden erhebt sich der zackige Gipfel von Zante in dunkelm Stahlblau aus der hellen Flut, weiter östlich erkennen wir den breiten Rückgrat von Kephalonia, der sich indessen von dem Festlande nicht ablöst, sondern zu demselben zu gehören scheint. Das südliche messenische Land sieht man nicht, seine sonnige Fruchtebene wird durch höhere Bergvorsprünge vollständig verdeckt. Auf die triphylische Küstenlandschaft bis hinüber jenseits des Alpheios nach Elis hin öffnet die Aussicht sich vollständig. Dort wird der Hintergrund von den hohen Gebirgswällen Arkadiens großartig abgeschlossen, von ihnen laufen die Waldberge aus, zur Küste hin, wo sie ihren Fuß in die stillen Spiegel zahlreicher Lagunen setzen und mitten in die Gärten und Fruchthaine hinein,

die ein blühendes, farbenreiches Band um die Küste des jonischen Meeres schlingen.

Die Mittagssonne machte ein gar zu langes Verweilen auf der Höhe von Samikon unerträglich. Wieder wurde die knappe Zeit von Topographen, Zeichnern und Archäologen zu schnellen Aufnahmen, Messungen und Orientirungen benutzt, darauf der Rückweg angetreten nach dem kühlen gastlichen Obdache, in dem uns der Hammel erwartete. Auch mit der Mahlzeit mußten wir eilen, denn der Heimweg war noch sehr weit und zu einem letzten Nachtquartier unterwegs verspürte Niemand mehr Lust. Gegen 3 Uhr, als die Hitze nachzulassen begann, ritten wir dann weiter durch die triphylischen Waldberge, an den kleinen Orten vorüber, die hier dichter bei einander liegen und den Boden rings umher größtentheils bebaut haben. Bald öffnet sich durch einige Seitenthäler die Aussicht auf die breite Thalebene des Alpheios wieder, aber es ist doch noch eine gute Strecke bis dorthin. Noch einmal nimmt die Landschaft einen wilden Charakter an, der mürbe, bröcklige Stein ist von tiefen Schlünden und Abgründen zerrissen, in die wir von dem hoch oben hinziehenden Wege hinabblicken. Dieser führt zuerst nach Krestena. Dies Dorf ist eine der wenigen neugriechischen Ansiedelungen im westlichen Peloponnes, welche von antiken Gemeinwesen sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Krestena hatte dem heimgekehrten Xenophon Wohnsitz und Ruhestätte angeboten, in den Klüften und Gründen fand er ergiebige Jagdreviere, in denen er dem

Bären nachstellen und anderes Wild erlegen konnte. Die Bewohner von Krestena sind stolz auf ihren berühmtesten Bürger.

Nicht weit ist's von hier nach Makrisia. Das liegt hoch oben am Uferrande des Alpheiosthales, wir begrüßen mit Entzücken dieses schönste, großartigste und malerischste aller peloponnesischen Stromthäler, sehen drüben auf der gegenüberliegenden Gebirgsnase unser freundliches Druva wieder und unten am Fuße des Kronoshügels die Trümmer und Sandwälle der Ausgrabungen. Aber das Thal, welches der Strom sich von den Gebirgen erobert, ist hier breit, wir reiten wohl eine Viertelstunde durch wohl gehaltene, hellgrüne Gerstenfelder und dann noch eine weitere Strecke zwischen Oleandergebüsch und prachtvollen, röthlich grau befiederten Tamarisken. Die jugendlichsten und liebenswürdigsten unserer Gefährten wollen nicht ohne Beute nach Hause zurückkehren. Sie säbeln ganze Wälder von den Tamariskenbüschen ab, um das gastliche Zimmer des deutschen Hauses damit zu schmücken. So kommen wir an den Strom. Hier ist er zu breit, zu tief, zu reißend geworden, als daß wir ihn mit unseren ermüdeten Rossen durchreiten könnten. Ein Fährboot liegt am Ufer bereit. Der Geistliche des benachbarten Dorfes hat es gepachtet und versieht selbst den Dienst als Fährmann. Dieser ist kein leichter und wird nicht erleichtert durch das Geschrei, die Heftigkeit und unüberlegte Hitze, die unter der geringen Fährmannschaft herrschen. Der Priester arbeitet wacker, daß die hellen Schweiß-

perlen ihm über's Gesicht rollen. Oft muß er hinüber, denn der kleine Nachen faßt nicht einmal die Menschen alle, viel weniger unsere Pferde. Die Nacht beginnt bereits ihre dunklen Schleier über das Thal und die classischen Gefilde von Olympia zu breiten. Es wird arg kühl und windig. Wir verzichten deshalb auf den Ritt nach Druva hinauf, klettern den steileren Steg hinan zu der neuen Kirche oben auf dem Felsen und sind von hier in wenigen Minuten zu Hause. Dort versammelte das abendliche Mahl, zu dem der Koch diesmal ganz außerordentliche Anstrengungen gemacht hatte, und dem auch der kräftige, edle Zantewein nicht fehlte, die lieben Reisegefährten noch einmal zu heiterer Rückerinnerung an den interessanten und abenteuerlichen Ritt in den Peloponnes.

Patras.

Es nahte nun der Abschied von Olympia, von den Freunden auf Druva, von der romantischen Landschaft des Alpheiosthals, von dem classischen Boden, auf dem wir einige Wochen genußreich verlebt hatten. Nicht nur für uns, auch für die gastlichen Wirthe war dieser Abschied geboten. Denn die Campagne nahte ihrem Ende, der Gypsformer mit seinen Arbeitern war schon längst bei der Arbeit, der Photograph wurde täglich erwartet, mit den Ausgrabungen selbst sollte bis zum letzten Augenblicke fortgefahren werden, und eine letzte Zusammenstellung aller in vergangenem Winter gewonnenen Ergebnisse gehörte ebenfalls noch zu den Obliegenheiten der deutschen Commissare. Da häuften denn die Arbeiten derselben sich derart, daß selbst die liebsten Gäste unbequem werden, wenigstens nicht auf Geleit, Unterweisung und die vielen kleinen Liebesdienste rechnen konnten, ohne welche der Fremde hier wenig anzufangen vermag. In der heiteren, kühlen Frühe eines Sonnabends wurden die Thiere zum letzten Male gesattelt zu

dem dreistündigen Ritte hinab nach Pyrgos, zum letzten Male traten wir hinaus auf unsere über dem Kladeos-thal hängende Felsklippe um von den Waldbergen Abschied zu nehmen, in die Thalgasse hinabzublicken, auf das geschäftige Treiben im heiligen Bezirke, in dem man emsig weiter grub und forschte, um noch in letzter Stunde der Erde neue Schätze abzugewinnen. Ein letzter Händedruck, eine Umarmung, ein herzliches Wort des Dankes, die letzten Grüße flatternder Taschentücher, und verschwunden war Olympia, Druva, Alpheiosthal und Kronoshügel, verdeckt durch den Bergabhang, an dem wir zwischen Mastixgestrüpp und gelbblühenden Salbeistauden hinabritten.

In Pyrgos stand schon der Wagen zur zweitägigen Fahrt nach Patras bereit, ein breiter bequemer Landauer mit kräftigen Pferden bespannt, der allerdings auch unter hundert Franken nicht zu haben war. Man fühlte sich jetzt schon wieder mitten in der europäischen Cultur. Eine Fahrstraße, die als gute gerühmt wurde, ein moderner, gut gebauter Wagen und zwei Städte am Anfang und Endpunkte der Reise, an letzterem der Dampfer zu unserer Weiterfahrt bereit, das waren Aussichten, über die man sich schon freuen durfte. Ohne berechtigte peloponnesische Eigenthümlichkeiten sollte die Reise dennoch nicht bleiben. Es handelte sich um ein Nachtquartier für vier Personen in einer Gegend ohne Herbergen, Gasthäuser oder sonstige Gelegenheit zur Unterkunft. Da mußte denn wieder die Gastfreundschaft in Anspruch

genommen werden. In Patras wohnt ein sehr reicher englischer Kaufherr, Mr. Wood, der außer vielem Grundeigenthum im Lande und auf den Inseln auch ein altes, halb verfallenes Steincastell besitzt, das ihm und seinen Freunden als Standquartier bei den großen, fabelhaft ergiebigen Schnepfenjagden in dem elischen Niederlande dient. Ali Tschelebi liegt ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Pyrgos und Patras; ein elendes griechisches Dorf umgiebt das alte Gemäuer, welches in einem meilenweiten lichten, sumpfigen Eichenwalde steht. An Mr. Wood wird eine Woche zuvor von Druva aus durch Vermittelung des deutschen Consuls in Patras die Bitte um Gastfreundschaft für eine Nacht gerichtet. Mr. Wood antwortet, daß der griechische Hauswart seines Jagdschlosses die erforderlichen Anweisungen erhalten habe; unsere olympischen Freunde machen uns den Mund wässerig auf den englischen Comfort, die Ausgiebigkeit von Speisekammer, Küche, Keller und Conservenvorrath des gastfreundlichen Castells und voller Freude über die zu erwartenden schönen Reisetage begeben wir uns auf den Weg. Für den nächsten Tag hat freilich noch der Koch in Druva sorgen müssen. Ein ganzes gebratenes Lamm, die Reste des osterlichen Korinthenkuchens, ein Brod, daneben etwas Käse, einige Orangen, eine Düte mit Kakes wurden in den Tiefen des Wagens weggestaut.

In bester Stimmung fuhren wir in die sonnige Landschaft hinaus. Oestlich, zur Rechten, stiegen die

gewaltigen Gebirgsmassen der Erymanthuskette mit ihren Schneescheiteln auf, links hoben Zante und Kephalonia, jetzt von der vollen Sonne beleuchtet, sich aus dem jonischen Meere. Die Landschaft dazwischen, durch die unser Weg führte, hat zwar den Charakter des Flachlandes, doch keineswegs den einer Ebene, denn unaufhörlich wechseln Bodenanschwellungen mit muldenartigen Einsenkungen, fast jede Viertelstunde schneidet eins der zahllosen Bächlein und Flüßchen, die zum Meere hinabrinnen, tief in das weiche Schwemmland. Selbst ein mittelmäßig guter Straßenkörper würde solche Hindernisse leicht überwinden. Die gute Straße, die man uns in Aussicht gestellt, erwies sich indessen als arge Täuschung. Oft konnte von einer solchen gar nicht die Rede sein. Um den Sümpfen und Pfützen aus dem Wege zu gehen, mußte unser Landauer nicht selten mit dem einen Rade auf den hohen Rasen, mit dem anderen in tief ausgefahrenem Geleise sich halten, noch öfter die gänzlich unwegsame Straße verlassen und über kleine Abhänge, zwischen niedrigem Gestrüpp, durch tief in den Boden gefurchte Wasserläufe sich seinen Weg suchen. Das ergab denn oft Situationen, die uns stark für das Gleichgewicht des Gefährtes fürchten ließen, eine ewige kleine Aufregung, die uns um alle erhoffte Behaglichkeit brachte. Brücken giebt es keine auf der ganzen gerühmten Straße, wenigstens keine, die man benutzen könnte. Oft sieht man freilich derartiges Bogengemäuer die Flüßchen überspannen, aber weder auf der einen, noch

auf der anderen Seite führte eine angeschüttete Wegrampe zu ihnen hinan, sie schweben frei in der Luft, nutzlos für den Verkehr, der sich nebenbei eine Fuhrt sucht und die steilen Uferböschungen mühselig hinanklimmen muß.

Zuerst unterhielten und erheiterten die vielen kleinen Hindernisse die Fahrt. Gern springt man einmal aus dem Wagen, wenn die Pferde vergebliche Anstrengungen machen, denselben die senkrechte Wand eines Bachthals hinanzuschleppen, man lacht über den unwillkürlichen Nothschrei, den eine plötzliche Verlegung des Schwerpunktes uns auspreßt. Dazwischen wird dann geplaudert, gescherzt, den Vorräthen zugesprochen oder die Landschaft betrachtet. Diese erinnert kaum mehr in einzelnen Zügen an diejenigen, die wir in dem höheren Lande kennen gelernt haben. Der angebaute Boden nimmt zwar weitere Strecken ein, aber fast ebenso ausgedehnt sind auch die Asphodeloswiesen, die mit hohen Blüthenkronen bedeckt, jetzt den Eindruck von Blumengefilden machen. Den Acker beherrscht die Korinthe. Die Patras-Korinthe soll zwar an Güte der Zante-Korinthe etwas nachstehen. Diese letztere ist kleiner, voll zarten festen Fleisches, aromatisch duftend und von jener leicht säuerlichen Süße, die diese Frucht allein besitzt. Die Patrasfrucht, d. h. diejenige aus dem westlichen Peloponnes gilt für weniger fleischig, in ihr kann man die dünne Schale und den flüssigeren Saft unterscheiden, sie trocknet daher mehr zusammen, kann dieser Saftfülle

wegen aber auch zum Keltern verwendet werden. Die jährliche Production dieser Frucht soll im Ganzen die Höhe von ca. 130 Millionen Kilo (oder Oka?) erreichen. Daran muß der Bedarf der gesammten Welt sich genügen lassen. In Sicilien und im spanischen Valencia hat man Versuche mit Korinthenbau angestellt, die aber alle mißlungen sind. Erst wenn alles noch feiernde Land in diesen elischen Küstenstrichen einst bebaut sein wird, dürften sich die Ergebnisse der Korinthenernten wesentlich steigern. Das Land selbst erhält man zwar für billigen Preis, die Korinthenrebe erfordert aber eine dreijährige Pflege, ehe sie die Mühe des Bestellens lohnt. Dieser Ausfall soll Viele davon zurückhalten, sich hier größeren Landbesitz anzueignen. Wo ein Bündel Häuser sich zu einem kleinen Dorfe gruppirt, da sehen wir gewiß die langen, einförmigen Korinthenhäuser stehen, gemauerte schuppenartige Bauten mit weiten Bodenräumen, in denen die reife Frucht getrocknet, sortirt und verpackt wird. Im August beginnt die Ernte der kleinen süßen, schweren Trauben, im September kommen dann die Schiffe zahlreich in den Hafen von Patras um die Fässer nach England zu holen, dem einzigen Korinthenmarkte der Welt. Nicht immer glückt die Ernte. Fällt Regen auf die reife Frucht, so leidet sie erheblich an Güte und Dauerhaftigkeit. Dann muß sie entweder schnell gesammelt und getrocknet werden, oder sie wandert in die Kelter um später als schwerer Dessertwein an den Markt zu gehen.

Korinthenäcker, Asphodeloswiesen und Gerstenfelder werden ab und zu unterbrochen durch lichte Eichenhaine, reizende Wäldchen ohne jedes Unterholz und Gebüsch, die ihre schöngezeichneten Blätter eben zu hellen Laubkronen entfaltet haben und mannichfache Specialitäten unserer deutschen Eiche zeigen. Zu diesen hübschen Belebungen der Flachlandschaft kommt ein überraschend großer Wasserreichthum. Die Zahl der kleinen, unbeachtet dahin rieselnden Rinnsale ist auch nicht annähernd zu bestimmen, denn alle hundert Schritte hemmte unsere Pferde ein solches. Sie mögen in der heißen Jahreszeit wohl versiegen, im Herbste und nassen Frühjahr aber überströmen und ihre Umgebung versumpfen. Jedoch auch größere Bäche, Flüßchen und kleine Seebecken unterbrechen die Acker-, Wiesen- und Waldfluren der Landschaft von Elis ungemein häufig, sie gehört zu den wassereichsten, die ich jemals gesehen habe. Allem Anschein nach muß sie auch eine sehr wildreiche sein. Die vielen kleinen Falken und andere Raubvögel würden hier kaum so zahlreich nisten und auf Beute umherfliegen, wenn sie nicht Hühner, Hasen, niederes Wildbret zu leckerer Nahrung fänden. Unser englischer Gastfreund in Ali Tschelebi stellt nur der Schnepfe nach, die sich in diesem feuchten Niederungslande zwischen den Eichen und dem Buschwerk der Sümpfe und Bachufer sehr behaglich fühlen mag. Mr. Wood und seine Freunde bringen dann von ihren jedesmaligen mehrtägigen Jagdzügen durch die feuchten Eichenwälder dieses delikate Vogelwild zu vielen Tausenden

nach Patras, so daß alle Bekannte an deren Jagdsegen theilnehmen, die Schnepfe für kurze Zeit zur Hausmannskost wird. Ob sie beim Braten durch die Schafbutter, die einzige hier verwendete, nicht an feinem Aroma und Zartheit des Fleisches verliert, habe ich nicht erfahren können.

So könnte man angesichts der freundlichen Landschaft, die immerwährend Zerstreuungen bietet, in froher, angeregter und geistvoller Gesellschaft die Reise durch das niedere Elis als eine hübsche Vergnügungsfahrt betrachten. Wenn nur der Weg nicht so entsetzlich wäre. Einmal sperrte ihn ein breiter Fluß mit hohen buschigen Ufern. Hinab ging es recht gut, das Wasser plätscherte zwar hoch um die Räder, ließ uns aber unverschont. Als jedoch der Kutscher seine Pferde die jenseitige steile Uferböschung hinantrieb, ward ihnen die Last zu schwer, sie ruckten einige Male vergeblich zu und stellten dann die Arbeit ein. Die Räder mahlten sich mit jedem Versuche vorwärts zu kommen, tiefer in den Grund, der Wagen rührte sich nicht von der Stelle. Es half nichts, daß wir über den Kutschersitz und die Rücken der Pferde hinweg aufs Trockne zu gelangen suchten, daß wir den Rossen beisprangen und selbst Hand anlegten, der immer tiefer versinkende Landauer rührte sich nicht von der Stelle. Der Kutscher wurde wild, er fluchte und hieb auf seine Thiere ein zum Erbarmen; alles vergeblich. Was auf gradem Wege unmöglich schien, sollte nun auf[illegible]men erreicht werden. Man wendete halb nach

links, die Räder kamen wieder zum Vorschein. Der Mann sprang ins Wasser, schob nach, rückte und stemmte. Wir unterstützten ihn mit Schreien, Spektakelmachen, die Pferde mit einigen Hieben und mit unseren Armen. Ein letzter verzweifelter Ruck befreite uns aus der Nothwendigkeit, die Nacht bei unseren Sachen im Flusse verbringen zu müssen. Denn die Dämmerung begann bereits, die Sonne senkte sich dem Meere zu, die Falken jagten unternehmender durch die Luft, ein bläulicher Dunst wob seine Schleier über dem feuchten Grunde. Ali Tschelebi, unser Nachtquartier, sollte noch über eine Stunde entfernt sein, eine böse lange Stunde, denn der Weg führte nun zwischen alten hochstämmigen Eichen auf grünem Wiesenplane dahin, den oft sumpfige Wasserinnen durchzogen. Gutes Terrain für Schnepfen, kein sehr geeignetes aber für eine nächtliche Fahrt. Der Kutscher nahm sich ganz wacker, auch die Pferde erwiesen sich kräftig und ausdauernd. Seit 10 Uhr Vormittags lagen sie im Geschirr und hatten nur Mittags eine kurze halbstündige Futterrast gehabt. Die Eichenau schien endlos, längst standen die hellen Sterne am Himmel, es war 8 Uhr vorüber, noch zeigte sich kein Haus. Der Kutscher verlor zwar nicht den Muth, wohl aber den Weg, wenn von einem solchen hier überhaupt noch die Rede sein konnte. Einmal folgte er einer in den Wiesengrund eingeschnittenen Wagenspur, die zu dem sumpfigen Rande eines kleinen Waldsees führte, dann, als wir zurückbogen, verlor die neue Richtung sich bald .chtes

Gestrüpp. Glücklicherweise kam ein Hirt des Weges daher, den man ausfragen konnte. Ein halb Stündchen gab er uns noch Zeit. Es war dies das unbehaglichste des ganzen Weges, denn Unkenntniß der Gegend, Ungewißheit, Dunkelheit und der sumpfige Charakter der Waldlandschaft machten die Situation unerträglich. Endlich schimmerte ein Liche durch die Eichen, es war Ali Tschelebi, wir hatten die gastliche Stätte erreicht, an der unseren hungrigen Magen ein tüchtiges Mahl, unseren ermüdeten Gliedern ein gutes Nachtlager gewiß war.

Der Kutscher verhandelte lebhaft mit dem Manne, der aus dem erleuchteten Bakal trat. Denn nur diese Schenke, keine Herberge fand sich zwischen den wenigen Häusern, aus denen Ali Tschelebi besteht. Wir waren glücklicherweise an den rechten Mann gekommen, der Angeredete wies sich als der Hauswart des Mr. Wood aus. Er saß aber unbekümmert in der Schenke, hatte dort einen Raki nach dem andern getrunken, auf Gäste zu warten, für deren Ankunft etwas vorzubereiten, fiel ihm nicht ein. Er that völlig unwissend, versicherte keine Ahnung davon zu haben, daß Fremde in sein altes Steinnest kommen sollten. Durch solche Auskunft läßt man sich in Griechenland nicht verblüffen Unser landeskundiger Anführer auf der Promenade durch Arkadien fehlte uns zwar hier, dafür traten andere Reisegefährten ein, die das Volk und seine Sprache durch langen Aufenthalt in Attika kannten und außerdem hatten wir unsere Instruction, die dahin lautete, den

bekannten und hergebrachten Weigerungen und Ausflüchten des Castellans von Ali Tschelebi die größte Energie und Hartnäckigkeit entgegenzusetzen. Er mußte auf den Kutscherſitz klettern, die Pferde wendeten und bald öffnete ſich die Pforte eines weiten ummauerten Hofes, in dem das alte verwitterte Steingemäuer ſich dunkel erhob. Darin ſah es ſtill, leer, verſchlafen aus. In der Küche brannte kein Feuer, die Räume waren unwohnlich, kahl, auf keinen Gaſt eingerichtet. Es mußte bereits 9 Uhr ſein und wir hatten Hunger, wollten ſchlafen, bald, um morgen frühzeitig aufbrechen zu können, denn gern hätten wir noch einige Stunden, bevor das Nachtſchiff abging, für Patras erobert.

Es ſah ſchlimm aus. Der Majordomus verſicherte mit heiligen Schwüren kein Brod, kein Fleiſch, kein Ei, weder Kaffee noch Thee, weder Wein noch Schnaps zu beſitzen; nichts, nichts, nichts hätte ſein Herr ihm zur Verfügung geſtellt. Für dieſen allerdings vorhergeſehenen Fall hatten wir eine große Scene der Entrüſtung vorbereitet, die Sprachkundigen führten ſie in Worten aus, ich unterſtützte ſie pantomimiſch, mit Geſchrei und Gepolter. Die beabſichtigte Wirkung blieb nicht aus. Zuerſt zündete der alte Grieche einiges Licht an, wies uns die Treppe hinauf in einige ebenfalls kahle Räume des Oberſtocks und hieß unſre Sachen dorthin bringen. Fleiſch wäre allerdings eine Unmöglichkeit, aber nachſehen könne er, ob im Hühnerſtall nicht etwa Eier zu finden ſeien. Durch ſo unſichere Verſprechungen ließen

wir uns nicht zufriedenstellen. Sechszehn Eier brauchten wir mindestens, vier für die Person, Thee müsse in dem Hause eines Engländers auch vorhanden sein und ohne warmes Getränk könnten wir uns nicht behelfen: also Feuer, Thee, Eier, Brod, zum mindestens für heute, für morgen früh aber zum Mitnehmen auf die Tagereise ein gebratenes Lamm, das waren unsere bestimmten, an die Gastfreundschaft gestellten Forderungen. Statt ärgerlich und widerspenstig zu werden, hellte sich das Gesicht des Hüters von Ali Tschelebi sichtlich auf. Er grinzte freundlich, versprach Alles zu thun und brachte zunächst eine große Blechbüchse aus irgend einem Versteck hervor, in der sich guter Thee befand. Nun die Eier! Um in der späten Stunde nicht unnütze Zeit zu verlieren, machten wir uns anheischig, ihm zu helfen. Der Mann wurde immer zutraulicher. Er goß einen starken Schuß Petroleum über einige Holzkloben auf dem Heerde, die Flammen flackerten lustig auf, das Wasser in dem einzigen Kessel fing an zu singen. Dann zog er einen großen Schlüssel hervor, öffnete einen Schrank, gab Theekanne, Teller, Tassen, Gläser heraus und machte uns, sich endlich zu voller, eifriger Gastfreundschaft ermunternd, auf einige verborgene Fächer aufmerksam. Da fanden wir zunächst den nöthigen Zucker, dann auch noch eine Büchse mit conservirter Butter, gute Marmeladen und Compots, endlich aber in Stroh gewickelt einige Flaschen Bordeaux und Cognac. Das stand nun zu unserer Verfügung. Wir jagten den

Mann in den Hühnerstall. Einer von uns nahm Tücher und Servietten, putzte Teller und Löffel, ging dann hinauf, um den Tisch zu decken. Der andere schürte das Feuer, bereitete den Thee und als der Gastfreund mit den Eiern, allerdings nur 12 statt der gewünschten 16, kam, fand auch der Dritte seine Arbeit. Bald saßen wir oben bei Tische. Zuerst erquickte uns ein kräftiger Schluck Rothwein, dann kamen die Eier, Brod, Butter, eine Tasse starken heißen Thees, den Schluß bildete ein steifer Grog zur Bekämpfung der kalten Nachtluft.

Unser Wirth wurde immer liebenswürdiger und großmüthiger. Wir sollten nur sagen, was wir noch wünschten, es solle uns Alles besorgt werden. Da erwachte denn wieder die Sehnsucht nach dem Lamm. Freiwillig versprach der Mann heute noch ein Thier zu schlachten und zu braten, damit wir morgen nicht zu hungern brauchten, freiwillig erbot er sich früh um 6 Uhr zu einer neuen Eierlieferung; Thee, Zucker, Cognac, Brod hatten wir ja zur Genüge, also waren gute Aussichten für das Frühstück eröffnet. Während der Geschäftige Decken, Leintücher, frisches Wasser zutrug, um in den Nebenkammern die Lager zu rüsten, hörten wir draußen den Todesschrei des uns geopferten Lammes. Wir packten unser Nachtzeug aus und besichtigten die Schlafzimmer. Ein seltsames Gemisch von äußerster Dürftigkeit und Comfort fiel hier auf. Breite Schaukelstühle, große Waschschüsseln neben armseligen Lagerstätten, harte Matratzen, ordinäre Decken auf Bretter

gebreitet, Alles ungeordnet, wüst, unwohnlich. Der Besitzer kommt nur für wenige Tage im Jahre hier heraus, dann behilft er sich mit seinen Jagdgenossen entweder in diesem Bivouak oder läßt sich einige Fuhren Möbel, Teppiche, Hausrath in die Wildniß schaffen, Sachen, die sonst hier während des Jahres wahrscheinlich zu Grunde gerichtet werden würden. Was nach den Jagdmahlzeiten an Vorrath von Thee, Wein, Cognac, Conserven übrig bleibt, darum kümmert man sich wohl nicht weiter, das fällt Gastfreunden zu, die, wie wir, sprachkundig oder dreist genug sind, danach zu forschen. Wer vor Hunger und Durst auf Reisen in diesem Lande nicht umkommen will, der muß sich in solchen Fällen selbst zu helfen wissen. Wir waren noch mit unserer Nachttoilette beschäftigt, da trug schon der schmunzelnde Palikare den gebräunten, appetitlich duftenden Lammbraten auf einer Schüssel herein, das ganze Lamm mit Kopf und Schwanz, graziös gekrümmt wie eine Forelle.

Am nächsten Morgen standen wir früh auf. Auch der Kutscher meldete sich bei Zeiten. Der Hauswart hatte so viel Vertrauen zu unserer am Abend bewiesenen Kochkunst, daß er sich um Thee und Eier nicht weiter kümmerte, auch den kaltgewordenen Braten uns selbst zerlegen ließ und schließlich nur mit verschämtem Widerstreben die paar Franken Trinkgeld annahm, die wir ihm in die Hand drückten. Er grüßte uns beim Abschiede so herzlich und vertraulich wie alte Freunde und bewahrte den praktischen, munteren Gastfreunden gewiß

das beste Andenken. Auch uns war das Nachtquartier im alten Jagdschlosse von Ali Tschelebi einer der heitersten und interessantesten Momente der Reise. Mit unserem gebratenen Lamme und einem Laibe Brod fuhren wir schon um 6 Uhr hinaus in den hellen, sonnigen Sonntagsmorgen.

Es war anfangs kühl, doch bald durchwärmte die höher steigende Sonne die Luft. Der Weg besserte sich sichtlich auf seiner zweiten kleineren Hälfte, durch die Bächlein ging es meist im Trabe und als wir an den Peneios kamen, den größten, der nach dieser Seite vom Gebirge herabströmenden Flüsse, sorgte ein Fährboot für unser Weiterkommen. Der Wagen suchte sich indessen eine Furt, in der das Wasser ihm jedoch bis zu den Achsen hinaufreichte. Nun wurde die Fahrt immer schöner, auch landschaftlich bot sie großartige Scenerien.

Denn der Weg wendete sich zum Meere hin, zum Golf von Patras. Das blaue Wasser funkelt und glitzert in der Morgensonne, in dunkelm Violett steigen drüben am jenseitigen Ufer die schroffen Gebirgskämme von Aetolien unmittelbar aus dem Meere auf und vor uns sendet der malerisch zerklüftete Erymanthus seine Ausläufer in die Bucht, die von diesen Vorgebirgen fast völlig abgeschlossen wird. Die Landschaft zeigt wundervolle Farben, die in allen Zwischenlinien vom lichtesten Blau zum tiefsten Stahlgrau in feinster künstlerischer Harmonie zusammenklingen. Wir sind jetzt wieder in eine Gebirgsgegend gekommen, der Blick in die Weite wird ringsum durch die hohen, malerisch geformten

Felsenzüge begrenzt, die beide Ufer des herrlichen Golfs umranden und im Hintergrunde so nahe zusammenrücken, daß man die schmale Durchfahrt in den Busen von Korinth nicht sieht. Jetzt erst genießen wir alle erwarteten Entzückungen der Fahrt, denn auch die Straße wird immer besser, die Umgebung belebt sich, ein frischer Seewind kühlt die von der Sonne durchheizte Luft und in der Ferne sehen wir bereits durch die baumhohen, vom Luftzug bewegten Rohrhalme die weißen Häuser von Patras blicken. Hier rollt uns der Wagen fast zu schnell, wenigstens sind wir nicht unzufrieden, daß der Kutscher eine Stunde vor dem Ziele noch einmal anhält, um die Pferde zu füttern. Denn von dem breiten Balkon des Gasthauses, welches seinem Aussehen nach entschieden auf Besuch aus der Stadt eingerichtet ist und uns eine vortreffliche eiskalte Limonade bereitet, genießen wir einen prachtvollen Umblick auf die schroffen Bergwände, die den Patrasgolf umschließen und auf die Inseln hinaus, die seiner leuchtenden Flut entsteigen. Hier herrscht der volle Sommer. Der freundliche Wirth reicht uns beim Abschiede ein Bündel Rosen, Ranunkeln, blühende Orangenzweige und Pelargonien in den Wagen, die er schnell aus seinem Garten geholt, und ein großer Garten ist die ganze Landschaft, durch die wir weiter fahren. Der Kutscher hofft gewiß auf Rückfracht von dem heute aus Athen ankommenden Dampfer, deshalb eilt er dem Ziele zu, welches wir bald nach der Mittagsstunde erreichen. Bei nur einigermaßen gutem Wege

muß die Strecke von Pyrgos bis Patras sich bequem in einem Tage zurücklegen lassen.

Die gewonnenen Stunden waren ein angenehmes Geschenk. Patras erscheint uns nach den Entbehrungen und Strapazen der letzten Wochen wie eine große, moderne, mit allen Segnungen der Cultur ausgerüstete Stadt. Der Kellner im Hotel spricht italienisch, der Harzwein ist verschwunden, der Küchenzettel weist nicht nur ausschließlich den Hammel auf. Was Patras aber dem Deutschen überaus angenehm macht, ist das Haus des Consul Hamburger. Es ist der große Vermittler zwischen Athen, Berlin und Olympia. Alle Briefe, alle Gelder, alle Waarensendungen gehen durch dieses Haus, von ihm ist das deutsche Heim auf der Höhe von Druva erbaut worden und ihm ist jeder willkommen, der Grüße von deutschen Freunden bringt. Herr Hamburger wartete nicht auf unseren Besuch, er holte uns bereits am frühen Nachmittage in sein gastliches Haus und zeigte uns auf dem Wege die junge emporblühende Stadt. Denn auch das antike Patras war verschwunden, als Griechenland sich zum selbstständigen Staate gemacht hatte. Vor 50 Jahren standen hier nur wenige Häuser. Aber die glückliche Lage, der günstige Hafen, das Bedürfniß des weiten, fruchtbaren Hinterlandes nach einem Lagerplatze für seine Erzeugnisse und einen Stapel für fremde Waaren haben die kleine Colonie schnell gehoben. Jetzt ist Patras eine der größten, wenn nicht nach Athen die größte Stadt Neugriechenlands, jedenfalls aber dessen

wichtigster Handelsplatz. In regelmäßigen, wohlangelegten breiten Straßen ziehen hier weiße Häuser sich von dem Hafen aus den Berg hinan, den ein altes Castell beherrscht, auf dem Hauptplatze steht ein geräumiges Theater, in dem italienische Oper und griechische Schauspielvorstellungen gegeben werden. Die ringsum amphitheatralisch vom Golf aus ansteigende Landschaft ist mit Villen und kleinen Landhäusern besiedelt, in deren aussichtsreiche Gärten das nahe Meer seine kühlen erfrischenden Winde sendet und die den Kaufleuten köstliche Ruhestätten bieten nach der heißen Arbeit des Tages. Englische und deutsche Handelsherren haben die Gunst der Lage früh erkannt und sich seit Jahren hier niedergelassen.

Die deutsche Colonie vertritt das Haus Fels hier und in ganz Westgriechenland. Auch Hamburger ist ein Glied dieses Hauses, dessen Gründer auf Corfu wohnt. Auf allen Gebieten des Handels und der in diesem Lande möglichen Industrie arbeitet deutsche Kraft und deutsche Intelligenz hier mit Erfolg. Unten in Messenien werden ausgedehnte Maulbeerplantagen zum Betrieb von Seidenspinnereien verwerthet, den Herr Hamburger persönlich leitet. Die Korinthenernte, die Einfuhr ausländischer Waaren nehmen die Kräfte anderer Glieder des Hauses in Anspruch, Bau und Veredelung der griechischen Weine und deren Einführung auf den Weltmarkt hat Herr Klaus, ebenfalls ein Glied des Hauses Fels, sich zur Spezialaufgabe gemacht. Diese Weincultur interessirt den Besucher von Patras am meisten, weil

sie hier auf dem Boden von Achaja, ganz in der Nähe der Stadt betrieben wird. Das östliche Griechenland und die unter türkischer Herrschaft stehenden Inseln haben für ihre schweren Dessertweine sich seit langer Zeit den Markt geöffnet. Cypr, Samos, Santorin sind bekannte und geschätzte Gewächse, die besonders im Norden, wo man volle pastose Weine mehr liebt, längst Aufnahme gefunden haben. Auch in diesen peloponnesischen Landschaften gedeiht die Rebe vortrefflich, leider war aber die Pflege derselben und die Behandlung des Weines so mangelhaft, daß das Erzeugniß sich nicht an den Markt wagen durfte. Eine rationelle Weincultur versprach auch hier lohnend zu werden und ist nun seit einigen Jahren ins Leben gerufen. Es sollte weniger die Einführung fremder Reben versucht, als vielmehr die heimische, dem Boden eigenthümliche gepflegt, veredelt, und zu bestem, feinstem Ertrage gehoben werden. Doch ließ sich dies allein nicht ausführen. Deshalb hat man Malvasier und die deutschen Rieslinge, die im Rheingau so werthvolle Ergebnisse liefern, hervorpflanzt, um das Blut der heimischen Traube zu mildern, zu veredeln, den Anforderungen des europäischen Geschmacks genehmer zu machen. Die Korinthe wandert ebenfalls in die Kelter des deutschen Weinhauses, besonders diejenige, die ihres Saftreichthums wegen sich zum Trocknen weniger eignet, oder jene Beeren, die durch den Regen dazu unbrauchbar geworden sind. Lage, Klima und Beschaffenheit der Trauben ergeben auch hier einen vollen

paſtoſen Deſſertwein, der indeſſen ganz verſchiedene Charakter-Eigenthümlichkeiten zeigt. Ein prachtvoller goldheller erinnert an den beſten Vino santo von den warmen Geländen Toscanas, der Romagna und aus den Albanerbergen. Den tiefdunkeln würde man als Malaga ſerviren können: daſſelbe energiſche Feuer, derſelbe Fruchtgeſchmack, die gleiche kräftige und wärmende Traubenſüße zeichnet ihn aus und würde ihn als Krankenwein den Geneſenden zur Nahrung und Stärkung empfehlen. Ein anderer kann ſeine nahe Verwandtſchaft mit Cypern und Samos nicht verleugnen. Dann giebt es ältere, länger abgelagerte Sorten, gezehrter und trockener, in denen der Zucker ſich mehr und mehr in Geiſt umgeſetzt hat. Sie langen in Bezug auf Geſchmack, Kraft und Feuer allmälig bei Madeira und Sherry an, ähneln dem erſteren aber jedenfalls mehr. Es genügt indeſſen nicht, die Proben und Sorten zu koſten, wir haben Zeit genug, uns Gutland ſelbſt anzuſehen.

Unter den Villen oben an den Bergzügen von Patras tritt die große Beſitzung des Hauſes ſtattlich hervor. Die andern müſſen ſich mit Gärten begnügen, ſie lehnt ſich an eine waldige Schlucht und blickt frei von der Höhe über die ganze Umgebung. Das Landgut war längſt im Beſitze des Herrn Klaus, hatte aber noch immer keinen Namen. Man ſann hin und her, um einen recht ſchönen, paſſenden zu finden, aber vergeblich. Das einzige kleine Töchterchen half aus der Verlegenheit. Sie, von einer griechiſchen Mutter geboren, konnte die allge-

meine Bezeichnung „Landgut“ niemals behalten. „Wollen wir nicht auf Gutland hinausfahren?“ bat die Kleine gewöhnlich stammelnd die Eltern. Das war ein glückliches, bedeutungsvolles Versprechen und „Gutland“ wurde daher das Landgut genannt. Jetzt ist aus der kleinen Deutschverderberin eine schlanke, stattliche Jungfrau geworden, in deren feingeschnittenem Kopfe und dunkelen sprechenden Augen der griechische Typus zu schöner Erscheinung kommt. In europäischen Hauptstädten gebildet, in behaglichster und gemüthvollster deutscher Umgebung aufgewachsen, waltet sie mit Geist und Herz jetzt wie eine junge Fee auf Gutland mit ihren Eltern, und Gutland heißen alle Weinsorten, die aus den ungeheuren Kellern dieser Besitzung an den Markt gesandt werden.

Dorthin fuhren wir gegen Abend hinaus. Selbst die Straße durch die Gärten- und Villenbezirke der Umgegend hat zum größten Theile von der deutschen Colonie angelegt und unterhalten werden müssen; dafür ist sie aber auch vortrefflich, unsere beiden Wagen rollen schnell an den Gärten, in denen hohe Eucalyptusstämme sich in dem feinen Winde wiegen, Orangen blühen, Mandeln reifen, vorüber dem Gebirge zu. An seinem Fuße zeigt man uns noch die Spuren eines ehemaligen Serails, ein thurmartiges, verfallenes Steingemäuer ohne alle Oeffnungen nach außen hin, in dem ein Pascha einst seine Familie eingepfercht haben soll. Ein bequemer, baumbepflanzter Seitenweg führt hinauf nach Gutland. Hier können nur Deutsche wohnen! Das verräth sofort

das herrliche Laubgrün, die Masse kräftiger Waldbäume, der dunkelschattige Garten, das verräth die behagliche, sonntägige Ruhe, die über die ganzen Besitzungen sich breitet. Wir werden in den Kellern umhergeführt, in den weiten Steinhallen, die theis unter, theils über der Erde liegen. Die Erfahrung hat die Industriellen von der Anlage tiefer, sehr kühler Kellergewölbe zurückgeführt, hat gelehrt, daß der Rebensaft zweckmäßiger in luftigen, oberirdischen Räumen lagert und ausreift. Dieses Ausreifen, Gähren, Trocknen des jungen Weines erfordert natürlich viel Capital- und Zinsenopfer. Aber es ist nothwendig, denn die pastosen Dessertweine finden auf dem europäischen Markte eine weit geringere Zahl von Liebhabern, als die kräftigsten Frühstücksweine. Den Gewächsen von Oporto, von Madeira und Marsala dürften diese von Gutland bald erhebliche Concurrenz machen. Wir kosteten sie alle durch in dem kühlen luftigen Keller, dessen weite Hallen dicht voll gelagert waren mit großen Fässern. Höchst erfreulich ist es, hier deutsche Intelligenz und deutschen Gewerbefleiß so erfolgreich thätig zu sehen. Es wird jeder Deutsche den Wunsch und die Hoffnung theilen, daß diese Anstrengungen zu lohnenden werden, der Gutlandwein Eingang erhalten möge in unsere Häuslichkeit. Er ist reiner, wohlschmeckender, preiswürdiger als die Sorten von Madeira, Portwein, Sherry und Marsala, die gewönlich bei uns getrunken werden, und ist dabei ein deutscher Wein.

Es war fast Abend geworden, als wir die Keller

verließen, um von der Villa des Gutsherrn die entzückende Aussicht über den Golf mit seinen malerischen Randgebirgen, das jonische Meer mit seinen Inseln zu genießen, bevor die Sonne unterging. Kephalonias breites massiges Bergland schließt die Bucht im Westen so bestimmt ab, daß sie von hier wie ein weiter hochblauer Landsee erscheint, in den drüben hohes Felsengebilde seinen Fuß setzt und zu dem hier ein liebliches Gartengelände sich hinabsenkt. Das leuchtet, schillert und glänzt jetzt bei der sinkenden Sonne in Blau, Roth und Gold. Kephalonia glüht in tiefstem Purpur, die Felsenmassen Aetoliens, dunkelstahlblau mit vergoldeten Spitzen, geben dem weichen, anmuthvollen, lieblichen Bilde einen ernsten, majestätischen Zug, und unsere nächste Umgebung grenzt dasselbe ein in den vollen grünen Rahmen des jungen Laubes, welches den Rand der Höhe von Gutland bedeckt. Dem schönen Nachmittage folgte ein heiterer Abend im gastlichen Hause des liebenswürdigen Herrn Hamburger, der sich sein Stückchen Vaterland in einer großen weitverzweigten Familie auf griechischem Boden erbaut hat und den deutschen Gast gern an dieser heimischen Gemüthlichkeit theilnehmen läßt. Um 10 Uhr ließ er uns mit seiner Barke in die sternenhelle Nacht hinausrudern zu dem griechischen Dampfer hin. Die schöne Fahrt in den Peloponnes und zu den heiligen Stätten von Olympia war beendet.

Verlag von Edwin Schloemp in Leipzig.

Gustav Freitag-Galerie.

Photographien

nach Originalgemälden

der

ersten Meister der Neuzeit:

C. Becker, R. Beyschlag, W. Camphausen, W. Diez, C. E. Doepler, Jos. Flüggen, E. Grützner, Graf Harrach A. v. Heyden, C. Hoff, E. Hünten, H. Kaulbach, O. Knille, A. Liezen-Mayer, W. Lindenschmit, H. Lossow, Gabriel Max, Ad. Menzel, P. Meyerheim, Fr. Piloty, G. Spangenberg, P. Thumann, A. Wagner, O. Wisnieski.

I. Imperial-Ausgabe.

3 Lieferungen à 3 Blatt.

Subscriptionspreis à Blatt 16 Mark
(derselbe erlischt bei Erscheinen der zweiten Lieferung).

Späterer Ladenpreis: à Bl. 20 Mark.

II. Cabinet-Ausgabe.

9 Blatt in eleganter Mappe à 1 Mark 50 Pf.

Das

musikalische Drama

von

Ed. Schuré.

Deutsch von **Hans von Wolzogen.**

(Autorisirte Ausgabe.)

2 Bde. gr. 8°. 26 Bog. geh. 6 Mark.

Inhalt:

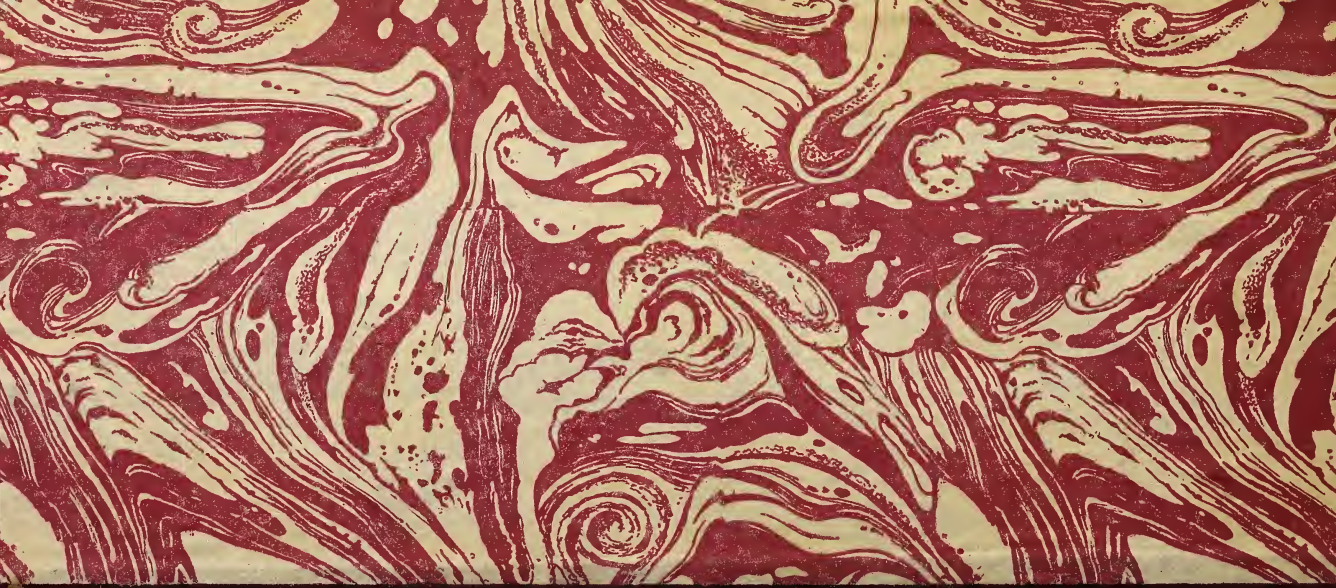
I. Band: Die Musik und Poesie in ihrer histor. Entwickelung.
II. Band: Richard Wagner, seine Werke und seine Idee.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

Ansicht des Zeustempels in Olympia.

Lith Anst v H Springer Leipzig.

Uebersichtsplan des Ausgrabungsfeldes und seiner Umgebungen.

(Beilage zu Wernick Olympia)

Verlag v E. Schloemp Leipzig.